Var. 323 sa (2

Vermischte

Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Leipzig

F. A. Brockhaus.

1842.

Digitized by Google

Var. 323 sa (2

Digitized by Google

Vermischte Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Digitized by Google

Vermittelungen.

Kritiken und Charakteristiken

von

Karl Gutzkow.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.

Seite

I. Preßfragen.

Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel . . . 3

In Sachen des Nachdrucks 10

Hitzig über die Existenz der Schriftsteller 21

II. Ausland.

Abhängigkeit vom Auslande. Friedr. Bremer . . . 39

H. Koenigs literarische Bilder aus Rußland . . . 49

V. Hugo's Ruy Blas 54

III. Literarhistorie.

Goethe's Briefwechsel mit der Schwester der Stollberge 75

Leisewitz 80

Franz Horn 83

Bettina 89

IV. Romane.

Verirrungen auf diesem Gebiet 95

Strickstrumpf-Kritiken 114

H. König Williams Dichten und Trachten . . . 123

Psyche von A. von Sternberg 131

Digitized by Google

Seite

V. Gedichte.

Franz Dingelſtedts Gedichte 139
An Uſſo Horn über N. Lenaus Savonarola . . . 144
J. Moſens Ahasver I. II. 154
Nachträge 171
Der Muſenalmanach auf 1839 178
Deutſcher Muſenalmanach auf 1841 182

VI. Drama und Muſik.

Ueber Tantièmen 201
Immermann's Ghismonda 205
Klein's Maria von Medicis 209
Oper und Drama 228
Der Fabrikant von E. Devrient 231
Noch iſt es Zeit von A. P. 234
Marſchner's Vampyr 236
Etwas für Peſth 238
Liſzt in Hamburg 241

VII. Vermiſchtes.

Die Gebrüder Grimm 251
K. Roſenkranz 253
Fr. David Strauß 258
Kölle über Diplomatie 266
Thereſens Briefe aus dem Süden 270
Autorberuf der Frauen 279

Digitized by Google

Vermittelungen,

Kritiken und Charakteristiken.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Preßfragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel.

Jedes neue Cirkulär, jede neue Nummer des Buchhändlerbörsenblatts bringt neue Preisherabsetzungen. Kein Autor ist mehr sicher, über Nacht von seinem Verleger gedemüthigt zu werden. Solide, consequente Verleger sehen dem Treiben mit Verachtung, aber auch mit Besorgniß zu. Was soll aus dem materiellen Werth alter Büchervorräthe und neuer Verlagsartikel werden, wenn der Schwindelgeist muthwillig an seiner Grundlage, dem festen Preise, rüttelt, wenn die Bücher in den Augen des Publikums ihren so lange gehabten Werth plötzlich verlieren und die Käufer sich gewöhnen, den ersten Preis eines neu erscheinenden Werkes für einen Schreckschuß zu halten, dem bald die Ermäßigung als Nothschuß folgen werde! Die Besorgniß ist keine eingebildete. Jene Handlungen, welche gewohnt sind, für Leihbibliotheken zu verlegen und sich neuerdings in die Aufstellung von Parthiepreisen eingelassen haben, werden an dem Absatz ihrer neuen Romane und Unterhaltungsschriften empfindlich die übeln Folgen

Digitized by Google

des verlornen Vertrauens spüren. Viele ihrer alten Kunden werden warten, bis die Novitäten veraltet sind und sich dann mit ihnen versorgen; denn nicht jede Leseanstalt ist in der Nothwendigkeit, sich jede neue Erscheinung alsobald anschaffen zu müssen.

So nehmen sich die verderblichen Folgen des momentanen Gewinnes der Preisherabsetzungen von ihrer merkantilischen Seite aus. Eine andre Gestalt bekommen sie aber noch von der literarischen Seite her. Es ist die Aufgabe einer neu zu begründenden Entwicklung des geistigen Eigenthumsrechtes, diese Ungerechtigkeit zu beweisen und wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit Herrn Hitzig, der ähnliche Untersuchungen in den Kreis seines Nachdenkens zu ziehen pflegt, öffentlich aufzufordern, auch diese Frage der Preisherabsetzungen bei einer Definition des geistigen Eigenthumsrechtes in Erwägung zu ziehen.

Die Buchhändler berufen sich darauf, daß sie die vom Autor erstandene Auflage eine ihnen zugehörige Waare nennen, mit der sie machen dürften, was sie wollen. Sie behaupten, es läge wenig Unterschied zwischen einem Ballen unverkauft lagernder Exemplare eines Buches und einem verschossenen Reste Kattunwaaren, den man, um aufzuräumen, zu beispiellos billigen Preisen losschlägt. Gegen keinen Ausdruck sollte man aber in literarisch-merkantilischen Dingen spröder sein, als gegen den, daß Bücher eine Waare sind. Wird in dem Verlagsrecht des Buchhändlers nichts gesehen, als eine Anhäufung con-

Digitized by Google

traktlich bestimmter Abzüge eines Werkes, nichts, als der numerische Umfang einer Auflage, so möchte es schwer halten, von solchen Begriffen aus auch die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks zu deduziren, der grade von dem materiellen Begriff der Waare her sein vermeintliches und von vielen Staatsmännern und Juristen ihm keineswegs bestrittenes Recht leitet. Wird der Begriff des Autor- und Verlagsrechtes nicht höher gefaßt, so ist den Beweisführungen für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks Thür und Thor geöffnet.

Das Ursprüngliche und Hauptsächliche in den hier einschlagenden Begriffsbestimmungen bleibt immer das heilige Autorrecht. Aus seiner umfassenden Definition nur darf alles Uebrige, was sich im Buchhandel für Rechtens ausgiebt, hergeleitet werden. Das Urrecht des Autors hört beim Verlage, bei der Cession einer Auflage an den Buchhändler, nicht auf. Immerdar ist der Autor moralisch an seinem Werke berechtigt und der Verleger ihm moralisch verpflichtet. Die Uebereinkunft des in Verlaggebens, mag sie nun schriftlich oder mündlich erfolgen, schließt niemals aus, daß Ehre, guter Name, Schriftstellername an dem Verlagsartikel die erste Vorhand haben. Die Art und Weise, wie der Verleger das erstandene Werk zurichtet, es drucken und verbreiten läßt, der Preis, der anfänglich dafür genommen wird; das sind die ursprünglichen Garantien, die gleich anfangs dem Autor von moralischer Bedeutung für sein Werk sind und

Digitized by Google

niemals aufhören, es zu sein. Kein Autor würde eine Schrift verkaufen, wenn ihm die Absicht, die der Verleger damit hat, zweideutig schiene. Von dem Hungerleider, der nur das Honorar, nicht seine Ehre im Auge hat, kann in einer wissenschaftlichen Begriffsbestimmung nicht die Rede sein. Das Prinzip ist auf das gebaut, was edel ist, und kein Autor sollte so unedel sein, in dem Grade die Liebe zu seinem Werke zu verlieren, daß es ihm gleichgültig wird, ob der Verleger das erstandene Manuscript druckt oder liegen läßt oder Fidibus daraus macht oder es auf Löschpapier druckt oder heute für einen Thaler, morgen für einen Groschen verkauft. Die Buchhändler in Deutschland bilden sich freilich fast alle ein, daß sie mit einem Manuscript, das sie kauften, machen können, was sie wollen z. B. daß sie es gar nicht zu drucken brauchen! Sie betrachten die moralische Existenz eines Werkes als ganz von ihrer Laune und ihrem dafür bezahlten Honorar abhängig und werden unter Andern erstaunen, wie man darauf kommen könne, ihnen das Recht, Bücher im Preise herabzusetzen, streitig zu machen. Freilich unsre in diesem Punkt so mangelhaften Gesetzgebungen hindern sie nicht; aber wir sind jetzt soweit gekommen, daß in sie die tieferen Begriffe vom literarischen Eigenthumsrechte werden aufgenommen werden, Begriffe, die an dem Werk eines Autors eine ausgetragene freie moralische Persönlichkeit sehen, die nicht anders verletzt werden darf, als durch die Chancen der Kritik.

Digitized by Google

Jedes Werk, und wär' es das trivialste, trägt in sich dem Prinzipe nach die Möglichkeit unendlicher Auflage. Die Zahl von Exemplaren, die ich dem Verleger der ersten gestatte, ist allerdings sein Eigenthum, doch nur bis soweit, als die Benutzung dieses Eigenthums nicht das wieder eintretende und nie erlöschende freie, moralische Urrecht des Autors stört. Zum Urrecht des Autors gehört die Möglichkeit unendlicher Auflage. Wird ihm diese nicht verkürzt, wenn der Verleger der ersten Auflage eines Werkes sie im Preise herabsetzt und dadurch ein Urtheil über den Absatz ausspricht, der eine zweite Auflage unmöglich macht? Herr Hoffmann in Stuttgart verschleuderte die letzten Exemplare, die er von Rottecks Weltgeschichte liegen hatte. Zufällig ist er es selbst, der jetzt eine neue Auflage dieses Buches bringt. Wär' er es nicht gewesen, hätte ein Anderer sich unbefangen an eine Unternehmung wagen können, die Herr Hoffmann durch seine Vertrödelungen schon beim Publikum anrüchig gemacht hatte? Hier war das Autorrecht so empfindlich verletzt, daß Herr Hoffmann bei einer bessern literarischen Rechtsverfassung, die wir gewiß bekommen werden, der Strafe der Gesetze hätte verfallen müssen. Die Preisherabsetzer sagen: Die Auflage ist unser; wir können damit machen, was wir wollen! Ja, ihr könnt es; aber unter den Verpflichtungen, unter denen ihr den Verlag übernahmt und die dem Autor eine dauernde Garantie eures ehrlichen Fideikommisses bleiben, eine Garantie, daß ihr seinen Namen nicht muthwillig

Digitized by Google

verschleudern, einen Ruf nicht wie unreines Wasser auf die Straße gießen werdet! Die Auflage ist in Allem euer, was nicht auf das Autorrecht, auf die ferneren immer als möglich anzunehmenden Auflagen reagirt! Sonst könntet ihr eure lagernden Exemplare ja sogar als Maculatur verkaufen, für Friseure als Papilloten, für Krämer als Dütenpapier, sei's nun, daß ihrs aus Noth oder aus Malice thut!

Das Unglück der Deutschen Literatur und ihrer Rechtsverfassung ist das Uebergewicht, welches in ihr die Buchhändler über die Schriftsteller haben. Es wird, der Meßkatalog zeigt es, mehr Literatur von den Buchhändlern als den Schriftstellern gemacht. Die Buchhändler haben in Deutschland aufgehört, Mandatare der Literatur zu sein; sie produziren mehr Literatur, als Bedürfniß und Kraft dafür da ist. Wäre der Verlagshandel nur das Echo der literarischen Thätigkeit, er würde nicht nur die Literatur nicht, sondern sich selbst nicht mehr untergraben. So aber, wie es bisher war, steigert der Verlagshandel in Deutschland die Masse der Literatur auf eine schwindelnde Höhe, die das Bessere nicht aufkommen läßt, und setzt auf der andern Seite seine eigne Würde herab und benimmt sich die Möglichkeit seines bessern Gewinnes, eben durch solche Manöver, wie sie jetzt im Buchhandel an der Tagsordnung sind. Möglich, daß diese Preisherabsetzungen das Gute haben, den Buchhandel über sich aufzuklären und die Vorräthe willkürlich hervorgerufe-

Digitized by Google

ner Produktionen aufzuräumen, so daß endlich Platz und Raum dem in der Literatur organisch Nothwendigen offen wird. Es muß ein besseres Gleichgewicht der beiden Faktoren des literarischen Lebens, der Buchhändler und der Schriftsteller, eintreten, damit jene endlich aufhören, mehr zu produziren, als diese den Trieb und das Publikum das Bedürfniß hat.

Digitized by Google

In Sachen des Nachdrucks.

Herr Hitzig in Berlin, der an den materiellen Interessen der Literatur Theil zu nehmen, um so berufener ist, als es eine Zeit gab, wo er selbst Buchhändler war, (die Dümmler'sche Buchhandlung in Berlin gehörte ihm früher) hat in den Berlinischen Zeitungen über eine Verbindung Französischer Autoren Bericht erstattet, die diese zur Wahrung ihrer Eigenthumsrechte kürzlich in Paris geschlossen haben. Herr Hitzig fordert, da das Uebel des Nachdrucks in Deutschland eben so offen am Tage liegt, die Deutschen Zeitungen und deren Redaktionen auf, eine ähnliche Verbindung zu treffen und vorläufig, ehe juristische Zwangsmittel gegen die Piraten einträten, wenigstens eine moralische Schutzwehr aufzubauen und auf ein achtbares, literarisches, Gentlemenwürdiges, Herkommen zu wirken. Die Wichtigkeit der Frage bestimmt uns, ihr noch nachstehende beiläufige Bemerkungen zu widmen.

Eine Verabredung zwischen achtbaren Redaktionen, sich einander nichts nachzudrucken, es sei denn gegen Entschädigung, findet eine Hauptschwierigkeit in den statistischen Verhältnissen der Deutschen Journale. Die Blätter

Digitized by Google

tragen alle mehr oder weniger Lokalfarbe, haben ihre hauptsächliche Begründung an den Orten, wo sie erscheinen und deren nächster Umgebung, so daß uns vor allen Dingen keine Concentration des literarischen Interesses entgegen kömmt und die Journale an gleichartige Bedingungen und der unmittelbaren Nachbarschaft wegen schon honette Rücksichten nicht geknüpft sind. Sodann läßt die Verschiedenartigkeit der Preise, mit welcher in Deutschland die Zeitschriften erscheinen, nur mit Mühe eine gleichmäßige Tarifirung zu. Ferner werden grade die vorzüglichsten Schmuggler unter den Journalen als Beiblätter zu den politischen Zeitungen zu einem Preise dem Publikum abgelassen, der beispiellos wohlfeil ist; und endlich stehen wir, um Maaßregeln zu ergreifen, gegen die Franzosen darin zurück, daß wir weit weniger das Interesse nach Originalartikeln haben, als diese. In Frankreich füllt sich die einzige Revue Britannique mit Uebersetzungen aus dem Englischen; während unsre Journale von Uebersetzungen aus allen Sprachen überfluthen und den Werth von Originalartikeln zweifelhaft gemacht haben. Die Zahl derjenigen Deutschen Schriftsteller, welche für Journale schreiben und als Originalschriftsteller gesucht sind, ist sehr gering. Die Leipziger Mode-Zeitung, eines der gelesensten Blätter, giebt nur Uebersetzungen; einige andre sehr beliebte Journale sind ohnehin dem Auslande völlig gewidmet. Hiedurch wird das Interesse an Originalartikeln sehr verkümmert, wenn man auch ohnehin an-

Digitized by Google

nehmen dürfte, daß wir so reich an ihnen sind oder etwas so Werthvolles an ihnen besitzen. Die Französische Journalistik ist völlig abhängig von jenen Feuilletonisten, deren Vereinigung Herr Hitzig skizzirt hat; jene kann ohne diese nicht bestehen. Bei uns ist die Sachlage schon dadurch verschieden, daß unsre Journalistik, bei der Apathie des Publikums, sich rein durch Uebersetzungen herstellen ließe.

Weit beachtenswerther ist das Abdrucken von Stellen aus neuerschienenen Büchern. Es ist vorgekommen, daß manche Journale sich nicht scheuten, Almanachsnovellen nachzudrucken und es kömmt täglich wieder, daß aus neuen Novellensammlungen eine und die andre in jene nachdruckenden Blätter übergeht. Man nennt die Quelle, lobt sie und macht sich die Empfehlung durch 20, 30, 40 nachgedruckte Spalten bezahlt. Diese Art des Nachdruckens greift immer mehr um sich. Sie ist um so gefährlicher, als sie sich hinter eine honette Beschönigung verstecken kann. Allein Jeder, der die Rechtsbegriffe über Nachdruck innerlich in sich aufgenommen hat, (denn das ist nothwendig, den Sophismen der Nachdruckvertheidiger gegenüber) fühlt, daß hier ein Maaß und eine Abschätzung eintreten müsse. Oft rechnet ein Verleger nur auf einen einzigen Beitrag, der seinem Almanach Zug verschafft; druckt ihm diesen ein Journal nach, so wird er um seinen Vortheil betrogen; man liest den Nachdruck und läßt den Almanach liegen. Mit Büchern, die nicht periodisch erscheinen, ist es ebenso. Ich hörte kürzlich, daß Immer-

Digitized by Google

mann in dem Franck'schen dramatischen Almanach etwas über Grabbe geschrieben; ich hätte den Almanach kaufen oder ihm dadurch nützen müssen, daß ich ihn in einer Leihbibliothek verlangt hätte; allein der Berliner Freimüthige brachte mir den ganzen Artikel; er hatte ihn nachgedruckt: ich konnte ihn in dieser Zeitschrift lesen. Man fühlt, daß hier die Gesetzgebung einzuschreiten hat und solange sich in dieser das freie Bewußtsein über geistiges Eigenthum noch nicht ausgebildet hat, sollten sich allerdings die Deutschen Journale und ihre Redaktionen unter einander verbinden und sich verpflichten, über ein gewisses Maaß hinaus (das ohnehin an Rezensionen geknüpft sein müßte) aus Büchern nichts auszuziehen oder die gemachten Auszüge nach einem zu bestimmenden Tarif dem Verleger und Autor, jedem die Hälfte, zu bezahlen.

Indessen kann ich doch nicht umhin, einzugestehen, daß, wenn nicht die Veranlassung einer solchen Verbindung die major gloria des Rechtes sein soll, der Flor der Deutschen Journale schwerlich hiedurch wird gehoben werden. Keine Zeitschrift wird darum mehr Abnehmer bekommen, daß sie zu der Verbindung gehört; keine darum Abnehmer verlieren, daß sie nicht dazu gehört. Wir haben keine Einigkeit in diesen Dingen und die Literatur wird von den Regierungen und allen andern öffentlichen Verhältnissen nicht hinlänglich geachtet, um dadurch in ihrer Stellung imposanter zu werden. Die Masse des Gedruckten drückt in Deutschland dessen Werth herab. Die zahllosen Dilettanten wer-

Digitized by Google

den unentgeldlich das thun, was die honorirten Autoren länger zu dulden verweigern; jene werden die Blätter füllen, welche von diesen in die Acht erklärt sind. In Frankreich ist dem anders. Man macht dort an den gedruckten Buchstaben mehr Ansprüche und die Redaktionen der Blätter müssen darauf bedacht sein, diese Ansprüche zu befriedigen. Der bessere Aufschwung der Journalistik muß bei uns in andern Mitteln liegen, in der Wegräumung anderer Hindernisse. Einige derselben mögen hier zur Sprache kommen!

Wenn von werthvollen Originalartikeln die Rede ist, so haben wir in Deutschland eine Sorte Originalartikel, die das Ausland nicht kennt; das sind die Correspondenzen der politischen Zeitungen. Wenn die Freibeuterei irgendworin System geworden ist, so ist es hier. Die Nichtgewöhnung unserer Gefühle an die Idee des literarischen Eigenthums tritt hier in einer wahrhaft abschreckenden Gestalt auf. Eine Zeitung druckt der andern ihre theuer erworbenen Mittheilungen nach und begnügt sich, unten die Quelle zu nennen, und die bestohlene Zeitung nimmt dies als eine Gewohnheit hin, die sich von selbst versteht. Mit welchem Rechte will man, wenn überhaupt das Prinzip des Nachdrucks verworfen ist, dies Verfahren vertheidigen? Haben sich denn alle Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung überlebt und in ihrem Originalwerthe verschleudert, wenn sie in das Gebiet einer andern Zeitung kommen? Hat bei der durch ganz Deutsch-

Digitized by Google

land gehenden Cirkulation der Deutschen Zeitungen eine das Recht, der andern ihre Originalität zu entziehen? Man kann sagen, daß nicht jede Zeitung im Stande ist, andre, als gedruckte Quellen zu benutzen; aber wäre dann das Minimum von Rechtlichkeit nicht wenigstens dies, daß man nur das Resumé der fremden Originalartikel giebt, nie die ganzen, wörtlich nachgedruckten Briefe und theuererworbenen Depeschen? Wir haben die Allgemeine Zeitung, die für ihre Correspondenz unter allen Blättern der Welt vielleicht den meisten Aufwand macht; sie zählt nicht über 7000 Abnehmer. Wir haben andre, die für Correspondenz keinen Heller ausgeben; sie zählen mehr als 7000 Abnehmer. Diese einfache Zusammenstellung giebt es schon als eine sich von selbst verstehende Billigkeit zu erkennen, daß diejenige Zeitung, die sich's etwas kosten läßt, entweder eine Entschädigung von den Nachdruckern verlangen darf oder eine Beschränkung ihres Nachdrucks lediglich auf die kurze Inhaltsangabe der fremden Originalartikel. Hier muß eine Abhülfe eintreten. Den gediegenen Zeitungen muß es möglich werden, sämmtliche Früchte ihrer Aufopferungen zu genießen, unverkürzt. Würden diesemgemäß die passenden Einrichtungen getroffen werden, so müßten alle Zeitungen, die keine Originalien bringen, sich auf eine bescheidene Stellung als Lokalblätter beschränken, und die, welche wie die beiden Allgemeinen Zeitungen in Leipzig und Augsburg, wie der auswärts noch so unbekannte, aber viel Correspondenz

Digitized by Google

enthaltende Fränkische Merkur, die Hannöversche Zeitung und einige andre sich um mehr als das Dreifache ihres frühern Absatzes heben. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, aufhörend, die Nachdrucksquelle fast aller Deutschen Zeitungen zu sein, würde 20,000 Abnehmer haben.

Ein anderes Hinderniß, welches die Deutsche Journalistik nicht gedeihlich aufkommen läßt, ist die Post. Unglaublich sind die Mißbräuche, welche sich diese Anstalt beim Debit der Zeitungen erlaubt. Wir haben durch den Zollverein eine gewisse Handelseinheit bekommen, wir haben Aussicht, Münzen, Maaß und Gewicht nach gleichen Prinzipien im gesammten Vaterlande geregelt zu sehen; aber das Postwesen ist, den Briefverkehr ausgenommen, ohne Einheit, und, speziell die Zeitungen anlangend, eine Anarchie. Zucker und Caffée, Leder und Tuch kann von einem Deutschen Staat zum andern selbst ohne erheblichen Zoll kommen; aber die Zeitungen werden mit einer Plusmacherei befördert, die an's Unglaubliche gränzt. Für ein Exemplar der Allgemeinen Zeitung, das in Augsburg Fl. 16 kostet, muß ich in Hamburg Fl. 26 zahlen. Man bedenke, daß die Bairische Post schon der Expedition der Allgemeinen Zeitung schwerlich mehr als Fl. 12 für das Exemplar zahlt (25 pCt. Rabatt); somit hat die Post von Augsburg bis Hamburg am Exemplar Fl. 14, also beinahe soviel, als die Zeitung überhaupt in Augsburg kostet. Zufällig haben hier nur zwei Posten, die Bairische und die Thurn- und Taxissche, die mit der Bairischen in

Digitized by Google

Coburg abrechnet, den Gewinn zu theilen; aber man nehme einige andere Richtungen, wo Jeder aufſchlägt, Jeder gewinnen will! Die Allg. Zeitung koſtet in Frankfurt Fl. 21 und einige Kreuzer und nachträglich noch einen Aufſchlag von Fl. 1 per Semeſter für den Durchgang durch Baden. Der Deutſche Courier koſtet in Stuttgart Fl. 6, hier Fl. 13. 30 Kr.; der Schwäbiſche Merkur in Stuttgart Fl. 6, hier Fl. 13. 30 Kr. Eine Bairiſche Zeitſchrift ſchlägt in ihrem weiteſten Rayon vielleicht höchſtens 3 Fl. auf; d. h. für eine Entfernung von 30 Meilen vielleicht. Eine Zeitung aber, die in Frankfurt Fl. 10 koſtet, wird in Nürnberg, alſo auch etwa 30 Meilen von Frankfurt, Fl. 17 koſten; demnach Fl. 7 mehr. In Preußen hat man die Sitte, ſtatt Gulden Thaler zu nehmen, ohne Unterſchied auf die Entfernung. Die Oberpoſtamtszeitung koſtet in Frankfurt Fl. 8 und in Coblenz, in Münſter, in Berlin (falls nicht noch Zwiſchengefälle) acht Thaler. Hier herrſcht wenigſtens eine Methode, wenn auch die unbilligſte von der Welt, aber für ganz Deutſchland ſollte eine (und natürlich gerechtere) herrſchen. Die Einrichtungen des Zeitungsdebits ſollten ſo homogen ſein, wie die der Briefbeförderung. Die Entfernung vom Ort des Erſcheinens ſoll entſcheiden, nicht die Zahl der zwiſchenliegenden Staaten und deren willkürliches Aufſchlagen des Preiſes. Die Folge der jetzigen anarchiſchen Einrichtungen iſt die Abneigung der Privaten, fremde Blätter über-

haupt zu halten und die Unmöglichkeit für öffentliche Institute, deren viele zu halten.

Die Postverwaltung könnte gewiß sein, den Ausfall, den die Herabsetzung der Zeitungsporti machte, durch die vermehrte Anzahl der Bestellungen sogleich gedeckt zu bekommen. Ein Opfer, das die Billigkeit verlangt, müßte sie freilich ohne Entschädigung bringen; sie müßte für den Rabatt, den sie von der Expedition der Zeitungen nimmt, etwas leisten. Die Post in Frankfurt sagt: Das Frankfurter Journal kostet Fl. 7, sie zahlt dem Eigenthümer aber nur Fl. 5. 45 Kr., macht bei 4000 auswärtigen Exemplaren Fl. 7000 Gewinn. Was leistet sie dafür? Packt sie die Paquete? Nein; die Zeitung muß schon in den Paqueten abgeliefert werden. Befördert sie dafür die Spedition? Nein; in Wiesbaden kostet die Zeitung schon einen Gulden mehr. Treibt sie die Abonnenten auf? Sie meldet sie, aber sie sammelt keine. Sie verlangt das, was der Buchhändler auch bekömmt und übernimmt doch nicht das Amt des Buchhändlers. Hier ist es, wo die Postämter wieder einer Reform bedürften. Sie müßten sich dem Buchhandel nähern und diesen für das Journal- und Zeitungswesen überflüssig machen. Sie müßten mit den Zeitungsredaktionen in direkte Verbindung treten und nicht (z. B. bei Vertheilung von Probeblättern) ganz von der Oberregie abhängig gemacht werden, wo ein einziger bei dem Centralpostamte fungirender Beamter, der die Probeblätter unter

Digitized by Google

den Tisch wirft oder blindlings in die Welt schickt, den ganzen Erfolg einer Zeitung mit Füßen tritt. Die nächste Folge solcher direkten Berührungen würden Belohnungen für gewisse Quantitäten bestellter Exemplare sein, welche jede Zeitung gern dem thätigen Postamtszeitungsexpeditor bewilligen würde. Diese Sportel würde ihn zu angestrengterem Fleiße für die Interessen der Zeitungen anspornen, während jetzt alles schlummerköpfig hergeht, die Post nur das expedirt, was bei ihr bestellt wird und die Redaktion oder der Eigenthümer der Zeitung nie weiß, kommen die Bestellungen von da oder dort, ist da noch eine Lücke im Verkehr, läßt sich hier etwas noch für die Verbreitung versuchen u. s. w. Die Expedienten auf den verschiedenen Postämtern haben keinen Vortheil von ihren eingesandten Bestellungen; deshalb ist es ihnen auch gleichgültig, ob sie mehr oder weniger bestellen. — Soll ich meine Meinung sagen? Von den 25 pCt., welche die Post beim Eigenthümer der Zeitung in Anspruch nimmt, gebühren ihr nur 10 pCt.; das Institut leistet nichts, was eines Rabatts würdig wäre; die andern 15 pCt. gebühren dem Zeitungsexpeditor des Postamtes, von dem die Bestellung kömmt, als Sportel. Wäre diese Einrichtung offiziell organisirt, so würden alle alten Deutschen Blätter sich um das doppelte heben und alle neuen würden, wenn sie Theilnahme verdienen, diese auch schnell und reichlich finden.

Möchte Herr Hitzig diese Bemerkungen für seine ver-

Digitized by Google

ſprochene Bearbeitung des Etienne Blanc: Traité de la Contrefaçon u. ſ. w. wenn ſie den Zweck hat, die Hauptintereſſen der Deutſchen Journaliſtik zu erörtern, benutzen. Unſere Verhältniſſe ſind von den Franzöſiſchen weſentlich verſchieden und ich bin gern bereit, da ich mir einbilden darf, ſie gründlich zu kennen, meine Anſichten darüber noch weiter zu entwickeln und ſie durch manches Andre zu ergänzen, was diesmal zu weit führen würde.

Digitized by Google

Hitzig über die Existenz der Schriftsteller.

Es macht einen schmerzlichen Eindruck, in den jüngsten Nummern des Berliner Gesellschafters einen ehrwürdigen Veteranen literarischer Erinnerungen, den Herrn Criminaldirektor Hitzig, im abwehrenden Kampfe zu erblicken gegen eine Rotte junger Berliner Kritiker, die ihm einen wohlgemeinten guten Rath mit Steinwürfen und Schimpfreden vergilt.

Besäße das junge Berlin von der Deutschen Literatur irgend eine moralische Vorstellung, hätte es Erfahrung und Takt genug, das Leben der Literatur als ein Ganzes zu überblicken und Erscheinungen, die ihnen günstig sind, vom Zufälligen schnell zu unterscheiden, so würde es die Warnung Hitzigs, *die Belletristerei als Lebensberuf zu wählen*, von einer ganz andern Seite, als bisher geschehen ist, betrachtet haben. Es würde zunächst einem öffentlichen Charakter haben danken müssen, daß er sich mit dieser überraschenden Theilnahme um die kleinen Spektakel der laufenden Literatur bekümmert und seinem allerdings demüthigenden Zurufe nicht die Folie einer vornehmen Verachtung der jüngern Interessen giebt. Ich

Digitized by Google

wenigstens hielt diese Theilnahme für äußerst werthvoll; denn ich gedachte jener diplomatischen Mäcenaten der jungen Literatur, welche auf dem Lotterbette der Quiescenz von dem Nachwuchs sich die Cour machen lassen, ordentlich Parthei nehmen, Einen gegen den Andern aufhetzen, kleine Notizen auf goldrandigen Blättchen in die frechsten Journale schicken, Namen hinstellen, die man loben, Andre, die man angreifen solle, und dabei nichts verlangen, als leise flüsternd: Diskretion! Diskretion! Ich gedachte jener vornehmen Freunde der jungen Literatur, die nur hinter dem Vorhange operiren, hinter dem Vorhange loben, hinter dem Vorhange überzeugt sind, daß dieser Literatur von Seiten der öffentlichen Thatsachen Unrecht geschieht, und in den Schritten, die man gegen sie that, das Kind mit dem Bade verschüttete. Ich gedachte der vielen Mühsal und Verwirrung, der man würde entgangen sein, hätte einer dieser vornehmen Anhänger des Evangeliums, die jedoch, wie Nikodemus, nur des Nachts zum Herrn kommen, die öffentliche Meinung aus seinem Schatz literarischer Erfahrung über das Werden und Gähren der Literatur unterrichtet und Staatsmännern die vorgefaßten Meinungen genommen. Wer würde von ihnen Billigung des Neuen verlangt haben? Wer würde sie zu Mitschuldigen der Excesse haben machen wollen? Sie hätten alles Bedenkliche verwerfen und einen künstlichen Gräuel vor dem Neuen aussprechen dürfen, ihrer Stellung wegen; aber sie hätten den literarischen Ge-

sichtspunkt einer polizeilich gefaßten Frage wohl öffentlich feststellen können und Männern, denen sie ja heimlich die ganze Zukunft der Literatur in den Schooß schütten, diese auch öffentlich vindiziren können in Augenblicken, wo von den jungen Männern schlechterdings nur das Verwerfliche für erwiesen galt. Hätte die junge Literatur nicht so viel offne Feinde gehabt, ihre geheimen Freunde würden sie nicht gerettet haben.

Das Erfreuliche an Herrn Hitzigs Aufsatze ist das Eingehen auf die schwebende Literaturfrage. Kann man mit den Prädikaten nicht übereinstimmen, die ihr von Herrn Hitzig gegeben wurden, so ist es doch schon ein Fortschritt, daß das Subjekt nicht ignorirt wird. Herr Hitzig hat eine Verhandlung möglich gemacht, die das junge Berlin statt zurückzuweisen, mit klugem Ernste und vorsichtiger Besonnenheit hätte aufnehmen sollen. Der Herausfordernde war ein geachteter, mehr außer- als innerhalb der Literatur stehender Name — warum knüpfte man an diesen nicht an, was man schon so lange auf dem Herzen trug und was sich längst Bahn zu brechen sehnte? Mundt beherrscht das junge Berlin, eine Treibhauspflanze; warum ließ er die Blätter derselben nicht anders ausschlagen? Alle Bonbons der „diplomatischen Literaturvermittelung" werden ihm das nicht ersetzen, und was er sich und seiner Sache durch eine würdige Antwort auf Herrn Hitzigs Warnung hat entgehen lassen.

Digitized by Google

Es klingt wahrhaft lächerlich, wenn das junge Berlin stolz auf seine Schreibfeder zeigt und sagt: Es hat sich ein neuer Stand gebildet, der Literatenstand und eine Ehre ist es, ihm anzugehören! Dieser Stolz ist lächerlich, weil keiner dieser Leute sich weigern würde, eine Oberlehrerstelle, ein Assessorat, eine außerordentliche Professur anzunehmen, wenn man sie ihm nur anböte! Die Literatur hat auch niemals darauf hingearbeitet, einen eigenen Stand zu schaffen, ebensowenig wie es einen Stand geistreicher und witziger Menschen giebt. Es ist traurig genug, wenn wir ausgezeichnete Geister gesehen haben, die von dem Ertrage ihrer Feder ein ganzes eignes Dasein und das Leben einer Gattin und vieler Kinder fristen mußten; es ist einer Thräne werth, daß sie den Muth und das Publikum nicht die Liebe verloren und sie die Gefahr zu verhungern, durch die andere Gefahr, sich zu überarbeiten, vermieden; es ist sogar entschieden, daß viele geistreiche Männer gegenwärtig in dieser Lage sind, rein durch sich selbst zu existiren und die Musen zum Brodbacken abzurichten; allein aus dieser schmerzlichen Thatsache soll hergeleitet werden, daß sich ein eigner Schriftstellerstand bilde? Daß die Belletristik Lebensberuf werden könne? Sie kann es werden, aber wahrlich nicht durch ein Gesetz der Nothwendigkeit, das in unsern Sitten begründet wäre. Wird sie es, so sind öffentliche Dinge, Lauheit des Publikums, Mittelmäßigkeit des Talents, Sprödigkeit und Verwilderung des

Digitized by Google

Staats daran Schuld; Ursachen, die doch wahrlich eine Abhülfe finden sollten!

Um meine Meinung zu sagen, muß ich gestehen, daß auch mich Herrn Hitzigs Aufsatz schmerzlich berührt hat. Es liegt eine Demüthigung darin, hören zu müssen, daß die Musen so wenig Credit haben. Es ist eine Demüthigung, daß die Regierungsräthe, die Majore, die Capitalisten und Aktieninhaber erfahren, die Literatur lebe nothdürftig von der Feder in dem Mund. Jeder von seinem Miethherrn vor die Thür gesetzte zahlungsunfähige Journalist ist ein Unglück für die Literatur; denn der Philister unterscheidet die Talente nicht; hat er eine Tochter, er wird sie nur dem Dichter geben, der ein Amt hat. Fürstliche Pensionen giebt es für die Talente nicht mehr. Die Regierungen beobachten zwischen dem Publikum und dem Schriftsteller eine bewaffnete Neutralität. Schiller, Klopstock, Lessing entblödeten sich nicht, an alle Potentaten Deutschlands zu schreiben und um eine Anstellung, einen Jahrgehalt zu bitten. Sie bekamen ihre Pensionen nicht freiwillig; nein, sie lagen allen Ministern, allen Geheimderäthen, selbst Günstlingen und Frauen mit ihren Bitten an und ermüdeten nicht, zu denken und zu sagen: Quaerenda pecunia primum est! Wer würde von unsern jetzigen Schriftstellern in diesen Eingaben nicht eine jammervolle Demüthigung sehen? Wer würde nicht, erführe man seine Petitionen, mit der Pension seine Stellung in der Literatur verlieren? In dem entsetzlichen

Digitized by Google

Grade ist alles Parthei geworden. Es ist wahr, der literarische Erwerb ist jetzt ergiebiger, als vor dreißig Jahren oder länger; aber in demselben Maaße sind auch die Anforderungen an den Anstand einer bürgerlichen Existenz gestiegen; der Luxus hat alle Budgets gesteigert. Wenn die Schriftsteller heutiges Tages mit Beamten und Kaufleuten concurriren wollen, dann müssen sie gewiß mehr Aufwand machen als Gleim, der reiche Canonikus, machte.

Mit vieler Phantasie hat man in unsern Tagen den zeitgenössischen Dichtern die schönsten Häuser geschenkt, die herrlichsten Tapeten, den wohnlichsten Comfort, und viele Pferde hat die Phantasie und der Schriftstellerstolz vor Wägen gespannt, die die Autoren selten besitzen. Warum raubt uns nun Herr Hitzig diese einzige erdichtete Entschädigung, die wir für die Unbilden der Kritik und die Beschlagnahmen unsrer Bücher haben? Warum läßt er uns, da man uns mit Anstellungen nicht bedenkt, nicht wenigstens den Schein, daß wir ihrer nicht bedürfen? In dem Elend, welches Herr Hitzig bei den Schriftstellern unsrer Tage erblickt, liegt eine große Kränkung, die er der Literatur zugefügt hat.

Herr Hitzig würde aber auch besser gethan haben, die Ursachen des Verfalls der Belletristik in andern Umständen zu finden, als in der mangelnden Gründlichkeit der Neuern und den schlechten Geschäften, die die Literatur überhaupt jetzt mache. Die Mißstände, die er rügen konnte, schreiben sich weit mehr von den Verhältnissen, als von

Digitized by Google

den Personen her und es wäre des Warners würdig gewesen, sie mehr in der Mangelhaftigkeit jener als in der Unzulänglichkeit dieser aufzusuchen. Die Talente der Jetzigen würd' ich gar nicht so entschieden in Abrede gestellt haben, wie Herr Hitzig, von der vergangenen Literaturepoche eingenommen, thut; nur die schwierigen Umstände, unter welchen sich gegenwärtig die Literatur entwickelt, verdienen allein die heftigere Anklage. Wir wollen Einiges von dem nachholen, was Herr Hitzig anzugeben versäumt hat.

Zunächst trägt die Verfassung des Deutschen Buchhandels an der allzuschnellen Wahl des literarischen Lebensberufes mehr Schuld, als alle unterlassene Selbstprüfung und alles Ueberschätzen seiner eigenen Kraft. Der Buchhandel kommt in Deutschland jedem, der literarisch wirken will, viel zu leicht entgegen. Es ist dies ein Glück für das Genie, das durch buchhändlerische Hindernisse nicht zurückgeschreckt wird; aber ein Unglück für den Stümper, der schon längst einen Namen in den Leihbibliotheken sich erworben haben kann, noch ehe sein Mangel an der ächten Weihe von der Kritik erkannt ist. In England und Frankreich ist nichts schwerer als das erste literarische Debüt. Selten wagt ein Buchhändler, das Erzeugniß eines Anfängers in Kauf zu nehmen, nicht einmal Druck und Papier würde sich ein Londoner Buchhändler erboten haben, zu Lord Byrons ersten Gedichten vorzuschießen. In Deutschland dagegen glaubt jeder Ver-

Digitized by Google

leger, ermuthigt durch die nur uns eigenthümliche Methode des Novaversendens, es mit einer ihm angebotenen Novelle wagen zu dürfen; er rechnet auf so und soviel Leihbibliotheken, auf die Unfähigkeit vieler ihrer Vorsteher, das Mittelmäßige, Schlechte und Gute zu unterscheiden, besonders aber auf den Mangel jeder imponirenden und das Schicksal der Bücher entscheidenden Kritik. Nach einem Jahr kann von dem Verlagsartikel erst ein Resultat abgesehen werden. Die Frist ist lang. Die Ungeduld des Anfängers weiß schon einen zweiten Artikel flott zu machen. Kritiken des ersten, von guten Freunden verfaßt, dem Verleger vorgelegt, ermuntern diesen, das Wagniß noch einmal zu versuchen. Gewöhnlich geschieht es hier wie in dem Liede; der Herr, der schickt den Jäckel aus, der Jäckel, der kömmt nicht zu Haus; nun schickt der Herr den Prügel aus u. s. w. Es ergiebt sich nie ein Resultat; Gewinn und Verlust halten sich das Gleichgewicht; der Absatz ist zu groß, um aufzuhören und zu klein, um fortzufahren. Während dieser Experimente hat sich der junge Debütant festgesetzt, hat einige Cameraderien geschlossen, hat seinem Referendariat als einer allzustörenden Berufspflicht Ade gesagt und ist Literat geworden, Belletrist, Mitglied jener großen Schriftstellerkette, die nach den Gegnern des Herrn Hitzig einen eignen Stand bildet, einen Staat im Staate.

Der Deutsche Buchhandel befindet sich gegenwärtig in Schwankungen, die schon verschiedene Versuche, diesen

Digitized by Google

Erwerbszweig zu reformiren, hervorgerufen haben. Ich kann mich noch immer nicht ganz von der Idee lossagen, daß das Hauptübel in den Novaversendungen liegt. Die Buchhändler sind zum größten Theile dagegen aufgestanden und haben wenigstens darin Recht gehabt, daß sich ein einmal eingerissener Uebelstand nicht ohne Lebensgefahr für sie tilgen läßt. Die Belletristik anlangend bleib' ich noch bei meiner frühern Behauptung, (Siehe Telegraph von 1837) daß sie beim Einstellen der Novaversendungen, ist sie gut, nur gewinnen, ist sie schlecht, ganz unmöglich werden wird. Freilich werden geniale Anfänger es schwer haben, wenn ihre Versuche von den eingesandten Bestellungszetteln abhängig gemacht werden sollen; indessen hier könnten die Journale, die Vorreden und Einführungen bereits beachteter Namen als Piloten auftreten. Versendet der Buchhändler belletristischen Verlag nur auf Bestellung, so wird der gute bessere Geschäfte machen (indem er ein größres Terrain gewönne) und der schlechte gar nicht vorhanden sein.

Der Buchhandel tappt und tastet in der Irre, weil wir keine wie Leuchtthürme dastehende Journale haben. Die Deutschen Journale in ihrer gegenwärtigen Verfassung sind ein zweites Beförderungsmittel der schlechten Belletristik oder, um mit Herrn Hitzig zu reden, der Brodlosigkeit. In jedem Winkel Deutschlands giebt es belletristische Journale; in jedem Winkel kann der Gymnasiast, der Ladendiener anfangen, seine novellistischen,

Digitized by Google

humoristischen, kritischen Studien zu machen. Da ist nirgends eine Gefahr, zurückgewiesen zu werden; da ist das Schlechteste und Trivialste immer noch so gut und geistreich, wie das, was der Redakteur und seine ältern Mitarbeiter selber schreiben. Aber nicht blos diese Wochen- und Winkelblätter der Provinz stehen aller Welt offen, sondern sogar die bessern Deutschen Blätter, die man gewöhnlich in unsern Lesezirkeln findet. Fast alle befinden sich in einer Finanzverfassung, die ihnen jede Erleichterung ihres Budgets, jeden unentgeldlich angebotenen Aufsatz willkommen macht. Alle Welt kann ihnen Mittheilungen schicken, sie drucken, was nur irgend Hand und Fuß hat. Ich gestehe, daß mehre alte Jahrgänge Berliner Journale Novellen abgedruckt haben, die ich ihnen als Sekundaner schickte und noch stehen in den Verzeichnissen ihrer Mitarbeiter die Pseudonamen, die ich mir damals gegeben hatte. Ich wüßte nur wenig Deutsche Journale anzugeben, die eine gewisse aristokratische Haltung zu behaupten verstünden und selbst diese entscheiden nichts, regieren nichts, imponiren Niemanden. Besäßen wir in Deutschland Revüen und Magazine, die einige tausend Abnehmer hätten und mehr administrirt als redigirt würden, so würde das übrige kleine Geblätter und Gewucher nicht emporkommen und es möglich machen, daß die an dem kümmerlichen Abhub Betheiligten irgendwie in Anschlag gebracht würden. Am Morgenblatte in Stuttgart findet ein Gymnasiast nicht

Digitized by Google

so leichten Zugang, wie am Freimüthigen in Berlin. Etwas, was die elegante Zeitung zurückweist, wird immer noch von andern Blättern in Leipzig aufgenommen werden. Die schlechten Journale sind an der leichten Wahl der Belletristik als Lebensberuf Schuld, und es kömmt eher darauf an, diese zu bessern, als jungen Unsterblichkeitskandidaten, die doch keine Vernunft annehmen, in's Gewissen zu reden. Wie aber den Journalen zu helfen ist — darüber würde Herr Hitzig gut thun, uns einige Winke zu geben.

Eine dritte Verführung zur Belletristerei liegt in dem Mangel aller imponirenden Kritik. Kein einziges Institut ist in Deutschland vorhanden, das, selbst wenn es gediegene Urtheile brächte, dafür Echo genug besäße. Die Kritik müßte, um wirksam zu werden, aus den belletristischen Blättern in die politischen übergehen. Die Allgemeine Zeitung, die Preuß. Staatszeitung, der Hamburger Correspondent müßten sich kritische Beilagen schaffen, die, von geistreicher Hand verwaltet, bald die schwebende Wetzlar'sche Prozeßverwirrung in Sachen des Urtheils über diesen oder jenen Namen entscheiden würde. In den meisten Deutschen Unterhaltungs-Journalen ist die Kritik entweder Lückenbüßer oder erkaufte Partheisache. Ein wahres Urtheil, in Leipzig gefällt, wird in Stuttgart wieder aufgehoben. Die Literaturzeitungen sind dem Publikum fremd; das Menzel'sche Literaturblatt hat keine moralische Geltung mehr. Selbst die

Digitized by Google

geistreichen und scharfsinnigen Kritiker urtheilen zum Besten ihrer Sache und können oft das Wahre sagen, müssen aber dulden, daß der Getroffene sich tröstet: Ich gehöre nicht zu ihrer Parthei! So existiren denn viele Schriftsteller mit einem Namen und Titel, der niemals recht geprüft wurde. Sie können erst in dem Augenblick eine Kritik erfahren, die über sie das Todesurtheil spricht, wo sie schon zehn Jahre unter dem Troß mitschlenderten und hundertmal die Gelegenheit versäumten, eine nützlichere Beschäftigung zu wählen, wenn auch nicht gerade die, Holz zu hacken, wie, glaub' ich, Herr Hitzig will.

Außer diesen rein literarischen Begünstigungen und Aufreizungen zur Belletristerei giebt es noch andre, die in unsrer politischen und gesellschaftlichen Verfassung liegen. Herr Hitzig hat z. B. seine Epistel an einen jungen Berliner Kritiker und Belletristen gerichtet, A. Rebenstein. Herr Rebenstein ist Israelit. Hier war gleich ein Feld zu ganz andern Schlußfolgerungen als zu denen, die Herr Hitzig machte, gegeben. Woher kömmt es, daß gut und gern ein Drittel unsers heutigen Journal- und Unterhaltungswesens in den Händen der Juden liegt? Daher, daß sie der Staat nicht emancipirt, daß dem gebildeten studirten Juden die Uebernahme öffentlicher Aemter unmöglich gemacht wird. Seitdem sich die Reichthümer der Juden in so hohem Grade vermehrt haben und die Emanzipationsfrage bei ihnen rege wurde, warfen sich ihre Söhne mit Feuereifer und oft

bewundernswerthem Talente in die wissenschaftliche Laufbahn. Die Bildung und der Geist der Juden wollen einen Abzugskanal haben, den ihnen der Staat nicht bietet. So muß es die Literatur werden. Die Literatur konnte nicht einsprechen, die Literatur nimmt jeden Eindruck hin, den ihr Geist, Witz, Phantasie geben. So ist jetzt das Schriftwesen vom jüdischen unterwühlt. Die Hälfte der Deutschen Zeitungen wird von Juden, getauften und ungetauften, redigirt. Alles, was im Judenthum Geist hat, (ich spreche von dem jüdischen Schachergesindel nicht einmal, das allerdings besser thäte, statt mit Bänden, mit Band zu handeln!) wirft sich auf die Literatur und beutet alles aus, was zu verdienen in ihr möglich ist. Hier sind doch wahrlich nicht die mangelhaften Schul- und Universitätszeugnisse, sondern lediglich die Gesetze des Staates Schuld; und ich wüßte nicht, ob die Staatsmänner besser thäten, diejenigen im Judenthum, welche die gesetzlichen Prüfungen überstanden haben, in der Staatscarrière den Christen gleichzustellen, als ferner diese Unterwühlung der Literatur durch ein gereiztes, einseitiges und bekanntlich mehr zersetzend als bindend wirkendes Nationalinteresse dulden zu müssen.

Ob man nicht noch weiter greifen könnte, um den Staat zum Mitschuldigen an der schlechten Literatur zu machen? Wer zwingt die Schriftsteller, auf den Gedanken zu kommen, daß sie einen eignen Stand zu bilden hätten? Wer versteht es darin, die Literatur als eine

organische Blüthe der gegebenen Zustände zu betrachten und ihren Saamen immer wieder in den Boden der Gesellschaft niederzulegen? Wer stellt den Irrthümern und Ueberschreitungen in der Literatur nichts, als die polizeiliche Maßregel entgegen und trennt das Leben des Geistes und der Institutionen mit einer schroffen, unübersteiglichen Scheidewand? Wo sieht man Fürsten, die den Dichter ehren; wo Staatsmänner, die, statt vor dem Geist der Literatur zu erschrecken, ihn liebend pflegen, ihn zu mildern und zu versöhnen suchen? Wenn ein Candidat oder Exspectant seine bürgerlichen Hoffnungen mit dem Beruf der Belletristerei vertauscht, so geschieht es nicht selten, weil er wohl weiß, daß seine Vorgesetzten die Maxime haben: „wir mögen Leute nicht, die da schreiben!" Es ist hier wie in so vielem, daß der Geist, in dem gewirkt werden soll, nur von Oben ausgehen kann; geht aber von Oben nur der Fanatismus gegen die Presse durch die Staatsmänner, und durch die Fürsten nur die Gleichgültigkeit für sie aus, so muß allerdings das literarische Leben nach einem eignen Centrum suchen und dies in dem verführerischen Satze finden, unsre Zeit hätte einen neuen Stand geschaffen, den Schriftstellerstand. Es giebt aber einen solchen nicht. Die Schriftsteller sind auf die Anerkennung und die Belohnung des Volkes verwiesen und es wäre ein mechanisch dürrer Staat und ein knöcherner Begriff von Herrschaft und Souverainität, der sich dem Schriftsteller nicht verpflichtet fühlte. Die

Digitized by Google

Intelligenz ist die Atmosphäre, in der wir leben; und die Literatur ist der Thau, den sie sanft und erquickend auf die Pflanzen der sichtbaren gesellschaftlichen Ordnung niederträufelt. Findet man dies Bild bei unsrer meist schlechten Literatur lächerlich; so kann die Atmosphäre der Intelligenz sich wohl auch in heftigen Strömen und langweiligen Strichregen ergießen, woran denn aber wohl nur die von der Erde aufsteigenden Dünste Schuld sind, die einen so gewaltsamen Niederschlag nöthig machen. Hört die Urtheile der Staatsmänner und Fürsten über die Literatur und Ihr werdet es Euch erklären können, wie die Schriftsteller darauf kommen, einen eignen Stand bilden zu wollen, eine motivirte Absicht, die mehr Schuld an dem Hitzig'schen Schreckbild trägt, als die mangelhaften Gymnasialstudien unserer Tage und die Conditoreien.

Hier ist ein Feld für die Freimüthigkeit und den Organisationsgeist des Herrn Hitzig gegeben; seine sonstigen, nur an das Symptom sich haltenden Warnungen und guten Lehren, fürcht' ich, werden ohne jene thatsächliche Begründung und Rückkehr auf den eigentlichen Sitz des Uebels, sich bald doch nur wie unverdiente Kränkungen anhören.

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Ausland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abhängigkeit vom Auslande.

Die Deutschen müssen zu allen Zeiten einen fremdländischen Schriftsteller haben, den sie in allen möglichen Formaten auflegen und zum Modeautor erheben. Ist es kein Tunguse, so ist es ein Franzose; ist es kein Kamtschadale, so ist es ein Engländer. Sogar Holländer, Ungarn, Dänen, Schweden und selbst die Russen können hoffen, in Deutschland den einheimischen Schriftstellern vorgezogen zu werden und in diesem Land der Widersprüche, das wir Deutschland nennen, zu einer Geltung zu kommen, die man ihnen im eignen Vaterland nicht gestatten will. Die englischen Romane besonders sind zu allen Zeiten für die deutsche Literatur gefährliche Concurrenten gewesen. Die empfindsame Clarisse, die sieben große Octavbände hindurch den Verführungen der Männer widersteht, hat in Deutschland mehr Thränen vergießen gemacht, als in England. Durch den Wechsel aller Geschmäcke hindurch, von der Tugend-Epopee herab bis zur historischen Novelle hat sich der Deutsche dem Engländer

Digitized by Google

als anhänglicher treuer Fridolin bewährt. Walter Scott gab unserer Phantasie einen romantischeren Tarantelstich, als je unsere romantische Schule, aus der Walter Scott hervorging, selbst. Cooper, Irving, Bulwer, Boz — wir haben in Mainz die Dampfschiffkanonen gelöst, als Sir Edward Lytton den Cockerill betrat. Als Uhland kam — schwiegen sie.

Nein, nein, Weltverkehr in der Literatur soll ja sein. Die Engländer und Franzosen sind auch nicht undankbar; sie wissen schon, daß die Deutschen ein Gedicht, Namens Faust, besitzen, sie vergleichen Kotzebue mit Molière und kennen unsere jüngste Literaturepoche, die Epoche der — Arndt, Körner, Schenkendorf aus dem Grunde! So wie wir unsere märkische, lausitzische, schlesische Wolle nach England führen, und von dorther als englische Fabrikate verarbeitet, über Hamburg und Stettin wieder bekommen, so übersetzt sich mancher leserlose deutsche Autor in's englische Athenäum und die Engländer sind gutmüthig genug, zu glauben, daß ihre Landsleute schon so viel Toleranz besitzen, sich um die Literatur der Serben, Deutschen und Wallachen zu bekümmern und citiren oft deutsche Schriftsteller als Autoritäten, die jenseits des Canals, im Bann der deutschen Bundesakte, nie dafür gegolten haben. Immerhin; es sei! Und doch ist mir kürzlich Eines recht aufgefallen.

Ich las Bulwers Pelham wieder. Noch stehen mir vor Augen die bedeutungsvollen Winke, mit denen man

Digitized by Google

vor acht Jahren auf Pelham wies. Haben Sie Pelham geleſen? Kennen Sie Pelham? Verſäumen Sie nicht, Pelham zu leſen! Und alle Welt ſchien berauſcht von dem Buche. Nun las ich es wieder und finde, daß dieſer Roman Eigenſchaften enthält, die man von einem Deutſchen nimmermehr würde ertragen haben. Schreibt das geiſtvollſte romantiſche Gedicht in Proſa und laßt Euch in den vermittelnden Räſonnements, im Dialog ein wenig zu ſehr gehen, ſo ſeid Ihr ſicher, keine Leſer zu finden. Und dieſer Pelham — was iſt er anders, als durch und durch Geſchwätz! Hier ertragen wir die Pedanterie der Räſonnements, hier überſchlagen wir ſtillſchweigend die unfruchtbarſten Diatriben über Gott und Welt, Staat und Kirche, Literatur und Armenweſen, Diatriben, in denen ſich dieſer von ſeiner Frau ſehr boshaft und ſchlecht, aber wie es ſcheint, vollkommen wahr proſtituirte Baronet gefällt. Kommt man in dieſem Roman zu einer Handlung? Wo iſt hier das, was Euch das Erſte iſt: Stoff? Iſt dies ein Weltmann, der die Sucht hat, originell zu ſcheinen und doch Originelleren, von denen er da und dort erzählt, dem Glanville, dem Tyrrel, dem Thornton, zur Folie dient? Und welche Breite! Wie umſtändlich und barock in ſeiner Pedanterie dieſer ehrenwerthe Sir Edward Lytton! Nie ſind geiſtvolle, aber zum größeren Theil doch wiederum nur entlehnte Theorieen und Aperçüs mit mehr Redſeligkeit vorgetragen. Montaigne, Rochefoucauld, denen er das Meiſte, ohne ſie zu nennen,

Digitized by Google

abborgt, ſind weit treffender, weit kürzer. Genug, Bulwer iſt zum Theil ſchon der Vergeſſenheit anheimgefallen; aber ich ſage nur, was durfte er uns bieten? Einem Deutſchen hätten wir dieſe redſelige Breite, dieſes pedantiſche Sich-allein-reden-hören-Wollen, dieſe Unſumme von ungehörigen Abſtraktionen und zweckloſen Räſonnements, die uns an Bulwer ſo wenig hinderten, nimmermehr durchgehen laſſen.

Vor einigen Jahren hatte es das ſchreckliche Anſehen, als würde unſer Leſehunger ſich an ruſſiſchem Schwarzbrod ſättigen. Schwarzbrod? Nein. Die ruſſiſche Literatur iſt Schwarzbrod, aber mit einer Kruſte von Zucker, mit einem Ueberguß franzöſiſcher Leichtigkeit und Spiritualität. Sie überſetzten uns Romane, in denen dunkles Blut aus Alt-Moskau's hiſtoriſchen Schauderverließen mit dem Orangenblüthenwaſſer der Pariſer Cafés zuſammen gemengt war. Der Baron Heckeeren erſchoß Puſchkin, den Ruſſen-Mohren. Wir machten Mänien auf ihn, ohne ſeine Werke zu kennen; dann laſen wir ſie und konnten vor ſlaviſcher Steppen- und Völker- und Sitten-Staffage nicht zur Hauptſache, zum cor poeticum kommen, oder entdeckten, wenn wir einen Funken fanden, daß es eine Schnuppe vom Sterne Byron war. Gott ſei Dank, das Weſen hat nicht munden wollen und die Bemühungen des Herrn von Varnhagen, dem Genius der deutſchen Poeſie den Wladimirorden ſiebenter Klaſſe um die Bruſt zu hängen, ſind vergebens geweſen.

Digitized by Google

Und doch! Der gute ehrliche Deutsche ruht nicht. Er muß sich draußen Einen aufsuchen, den er im Taschenformat genießen kann. Und siehe, es findet sich einer. Es ist nicht der holländische Verf. des „Schaafhirten;" nicht Josika, der ungrische Leibrock, nicht James, der Engländer, sondern ein Weib, ein Weib mit blonden Haaren, wenn sie nicht zu alt ist, um noch von ihren Haaren zu sprechen, ein Weib mit blauen Augen, wenn sie nicht braune hat, mit einem Wort: eine Schwedin. Fedrike Bremer heißt sie und hat sich bei Brockhaus in Leipzig so consequent übersetzen lassen, daß unsre Leihbibliothekare endlich stutzten, die Grisetten neugierig wurden, die Frauen sich Stunden für sie ermüßigten und die alten Jungfern in der That schon anfingen, Thränen zu vergießen. Fedrike Bremer, die Verfasserin der Töchter des Präsidenten, „der Alltagsgeschichten," sie ist es, die in einer Zeit, wo die deutsche Literatur fast ganz in die Hände der Weiber gekommen ist, zum rechten Augenblick erschien und die vertraute Freundin und süße Trösterin der deutschen Lesewuth werden konnte. Sie hat die Bettina, die Rahel, die Sand, die Schopenhauer, die Schoppe, die Tarnow, sie hat die Hahn und — das will gewiß viel sagen — die Paalzow überflügelt. Fedrike Bremer, eine Schwedin, ist jetzt die Beherrscherin der deutschen Leihbibliotheken.

Jetzt war es meine Absicht, zu lachen; aber der Deutsche ist doch so gut und treu, so ehrlich selbst in sei-

Digitized by Google

nen Thorheiten, daß ich eher weinen möchte. Erst romantische, hochländische Schwärmerei mit dem großen, noch immer unübertroffenen Walter Scott, dann blasirte, pedantisch ennuyante Stubenphilosophie mit Bulwer, dann französische Ungeheuerlichkeit und der höchste Indifferenz-Pol derselben, der androgyne Georg-Sandismus, dann von hoch oben herab in die Voz'schen Cloaken englischer Sittenmalerei, mit Cooper durch die Meere, mit Irwing durch die Prairieen, mit Marryat schiffbrüchig auf dem Wasser, mit der Mistreß Trollope seekrank zu Lande — und nun durch Himmel und Hölle endlich — in schwedische Kinderstuben und norwegische Pachthöfe, wo das Federvieh herumgakkert, die Enten in den Pfützen waten und die ideale Welt, in die wir uns mit der Verfasserin hineinphantasiren, z. B. die Gefühle einer Dienstmagd sind. Von einer Lelia bis zu einer Anne Marie — ach, entweder wir sind kühne Springer oder die Dichter sind doch große Zauberer.

Skandinavien! Was soll man thun? Das Wort klingt so süß, so groß, so erhaben! Steffens hat uns gemalt, was Skandinavien ist. Fedrike Bremer hat einen großen Vorsprung, daß sie in einem Lande wohnte, wo der Trolhetta sich von zackigen Felsen stürzt und die Sonne sich in des Sommers Mitten über den Anblick der schönen Erde so verliert, daß sie vergißt, unterzugehen. Aber wird sie uns die erhabenen Berge und noch erhabeneren Thäler mit entsprechenden Menschengestalten be-

Digitized by Google

völkern? Wird sie an das Spalier der Felsen die üppige Rebe, nicht Bohnen und Erbsen ranken lassen? Wird sie den Horizont ihres schönen Vaterlandes uns mit jenem Finger ausmessen, in welchem die Muse ihren Griffel hält oder mit jenem, den die Magd anfeuchtet beim Flachsspinnen? Wunderliche Gegensätze in diesen Fragen; aber Fedrike Bremer rechtfertigt sie.

Ich las von ihr Streit und Friede (Berlin, bei Morin 1841). Erst ein Gemälde Norwegens mit warmen, sanften Tinten — dann eine schwedische Wirthschafterin auf einem Adelshofe, ein norwegischer Hausverwalter ebendaselbst, beide streiten sich über den Vorzug ihrer Heimath, eine verwittwete Obristin, die ein ihr abhanden gekommenes Schwesterkind betrauert, eine Aufklärung, der Hausverwalter ist dies Kind, Heirath mit der Wirthschafterin Barbara Susanna — glückliches Ende und das ganze wie ein weiblicher Brief mit einem Postscript versehen: ein Abschied vom „freundlichen Leser."

Daß ein solches Pfenningssujet mit einem hübschen Agio von Gefühlen und netten Schilderungen in Umlauf gesetzt werden kann, ist natürlich. Natürlich, daß dies kleine Buch Freunden und Freundinnen gemüthlicher Lectüre gefällt, daß man dabei an Aehnliches in deutscher Literatur, an Vossens Louise, Eberhards Hannchen und die Küchlein denkt; aber daß Bücher in diesem petit genre beliebt werden können, übersetzt, be-

Digitized by Google

gehrt, höchſt günſtig beurtheilt — das iſt eine Thatſache, die wir nicht angreifen wollen, über die wir uns aber verſtändigen müſſen.

Ich denke mir in Fedrike Bremer eine etwas bejahrte gute, liebe Frau. Traulich ſchmiegt ſie ſich den Menſchen an, beglückt durch zarte und natürlich-wahre Einfachheit ihre Umgebungen, ich möchte ſie als Tante, als entfernte Verwandte auf dem Lande, die man im Sommer vier Wochen lang unter ihren Hühnern und Tauben einmal beſucht, mit Freuden haben. Nun ergreift ſie die Feder und ſchildert uns gute Menſchen in einfachen bürgerlichen Situationen, in Alltagsgemälden aus der wirklichen Welt, Menſchen, wie ſie durch unſre Stuben gehen, Stuben mit weißen Gardinen, Gardinen, hinter denen Vögel im grünen Käfig hängen, Käfige, aus denen mehr Vogelfutter fällt, als die ſorgliche Hausfrau für die Reinlichkeit des Fußbodens geſtattet, Fußböden, die jeden Sonnabend geſcheuert werden, Sonnabende, auf welche gute fromme Kirchen-Sonntage folgen, Sonntage mit erheiternden Nachmittagen vor dem Thore in einem grünen Holze, von denen man ſich endlich ermüdet auf's Lager wirft, um geſtärkt und froh zum „Alltagswerke" der Woche aufzuwachen. Ach, ich liebe dieſe kleine Welt: ſie heimelt mich an in jedem ihrer kleinen Pulsſchläge, ich ſchmiege mich ſo gern an ſie, wie an die dürre Wange einer alten, guten Mutter, die es von Allen, Allen in der Welt doch am Beſten mit

Digitized by Google

uns meint! Aber ich liebe diese Welt nicht am Mittag, sondern am Abend, wenn die Glocke Vesper läutet, am Morgen, wenn die Hähne krähen und ungeduldig das Pferd im Stalle stampft. Ich liebe diese Welt als Trost, als Zuflucht; ich liebe sie manchmal, nicht immer, als Letztes, nicht als Erstes. Das ist es. Fedrike Bremer ist kein Poet, dem die Idylle Genesung giebt für den letzten Akt einer Tragödie: die Idylle ist ihr Erstes und Letztes; die beschränkte philisterhafte Welt ihr Ganzes, nicht ihr Theil. Darum vermißt man bei aller Nettigkeit ihrer Schilderungen doch die eigentliche Poesie. Alles Aquarell, alles Wasserfarbe. Lauter sonnenhelles Mittagslicht, nirgends ein tieferer, romantischer Schlagschatten. Allen ihren Personen sieht man die Kleiderstoffe an, Kattun, Gingham, Mousline de Laine. Ja man kann sogar sagen, wie viel die Elle davon einer Jeden gekostet hat. Das näht und stickt und strickt und flickt — Strümpfe, Hemden, Tücher und dabei haben alle diese guten, besseren und besten Menschen kleine Gefühle, kleine Vergangenheiten, kleine Erlebnisse, kleine Schmerzen, kleine Abenteuer, und die gute Fedrike Bremer legt ihre segnende Hand darüber und schließt das kleine Conzert ihrer kleinen Figuren mit dem vollen, stets ergreifenden Schlußaccord aller beliebten Romane: Sie bekommen sich!

Daß man diese Erzeugnisse jetzt in Deutschland mit so großer Vorliebe liest — soll man darüber mehr als spotten? Soll man zürnen, lärmen? Nein! Wohl uns,

Digitized by Google

daß wir uns einmal von dem Wirrsal der Zeit und Literaturen unserer Epoche im klaren Wasser der Unbedeutendheit reinigen und im Schatten eines kleinen Haselnußstrauches erholen können. Ach, es lag so viel Dust und Wust auf uns, die Höhen waren zu luftig, die Tiefen zu unerquicklich: wohl uns, daß wir uns sammeln und unsere Kranken (jeder Schriftsteller glaubt ein Arzt zu sein) vor den größeren nachkommenden Krisen wenigstens mit unschädlicher Aq. font. unzenweise aufhalten können. Deutsches Publikum, brauche ein Jahrlang die unschädliche schwedische Molkenkur dieser Fedrike Bremer: in zwei Jahren wird die ländliche Kost Dir selber widerstehen. Vielleicht bist Du dann reifer, die Talente Deines eigenen Bodens zu schätzen, die rings aus ihm in reichster Fülle blühen. Und willst Du Dich der Gegenwart verschließen, dann wirst Du in Deiner Ungerechtigkeit wenigstens wieder so gerecht — und gestärkt worden sein, daß Du rückkehrst zum ewigen und großen Meister Goethe oder willst Du doch einmal seinen Fremdling, zu dem ewigeren und größeren Meister Shakespeare.

Digitized by Google

H. Koenigs literarische Bilder aus Rußland.

Heinrich Koenig, der freisinnige Verfasser der hohen Braut, der Kurhessische Landtags-Deputirte und unterbrochne Guttenbergsredner, mitten unter Russen — wie ist dies möglich? Daß ein Mann wie Koenig nach Sibirien kommt, wäre nicht so auffallend, als daß er die literarisch-politischen Salons von St. Petersburg und Moskau besucht; daß er Zobel fangen müßte, würde wahrscheinlicher sein, als daß er uns jetzt lehrt, Achtung vor der Literatur des „nordischen Kolossen" zu haben, Achtung vor einer Legion von Schriftstellern, die dem civilisirten Europa kaum dem Namen nach bekannt geworden sind. Ich kann mir die Sprödigkeit denken, mit welcher Koenig das Interesse, welches er für Herrn Melgunoff hatte (den Russischen Souffleur dieses Buches, der einige Monate in Koenigs Nähe zubrachte), auf alle Russen übertrug, und wie er gezögert haben muß, seine angeborne Abneigung gegen den unauslöschlichen Juchtengeruch aller Moskovitischen Cultur zu überwinden. Der weiße Pol-

Digitized by Google

nische Adler hat ihn gewiß so oft umkreist, als er den geistigen Fortschritten der Russen, die ihm Herr Melgunoff wahrscheinlich machen wollte, eine Huldigung einräumen mußte, und mancher Blutstropfe von dem armen angeschossenen Thiere ist ihm gewiß auf das weiße Papier gefallen, das sich ihm unwillkührlich unter der Hand ordentlich zu einer kleinen Ruhmessäule für Rußland aufbaute. Koenig mußte zuletzt, um kein ironisches Werk zu liefern, die Abneigung überwinden und ganz in die Begeisterung des Herrn Melgunoff aufgehen, der glücklich sein konnte, einen so geistreichen, schriftgewandten und als Liberaler in diesen Dingen gewiß höchst zutrauenswerthen Dolmetscher seiner Vaterlandsvertheidigung zu finden, als grade Koenig ist.

Der Wortführer ist eigentlich durchgängig in diesem ebenso belehrenden, wie unterhaltenden Buche Herr Melgunoff aus Moskau, der wenigstens alle Materialien dazu lieferte. Herr Melgunoff hat selbst eine achtbare Stelle in der Russischen Literatur, und die Kenntnisse, die er von den fremden besitzt, sichern uns zu, daß seine Vergleichungen im Ganzen zutreffend sind, wenn es auch z. B. zu übertrieben sein möchte, Puschkin und Byron auf eine Linie zu stellen. Aus der Manier, in welcher die Russischen Dichter die fremden nachahmen, darf man noch nicht auf den Grad, bis zu welchem sie diese erreicht haben, schließen. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Herr Melgunoff diesen Grad auf der Fahrenheitscala des gute

Digitized by Google

Geschmacks und der Unparteilichkeit angegeben hätte. Einigemal hat mich die Vergleichung Russischer und Deutscher Dichter überrascht, und ich bin böse auf Koenig, daß er S. 119 seinem Gewährsmann so ohne Weiteres nachschreibt, daß Schukowsky's Uebersetzungen dichterischer wären, als die von Voß und Schlegel! Das sollte ihm Koenig nicht eher eingeräumt haben, als bis er selbst Russisch gelernt hätte; denn wer weiß, ob Schukowsky's Uebersetzungen nicht darum gerade fehlerhafter sind, weil sie dichterischer sind! Koenig wird von seinem Gewährsmanne oft so fortgerissen, daß er ihm sogar seine eigensten Ideen, z. B. seine katholischen Reformversuche, zum Geschenk macht. S. 30. leitet er aus der Griechischen Kirche eine Zukunft für das Christenthum her, welche diese Confession sicher niemals haben wird.

Das Hauptresultat dieses Buches über die Anlage der Russen zur Dichtkunst ist dies, daß sie sich hauptsächlich zur Satyre neige. Wer die Russen kennt, hätte die Sentimentalität (wem fällt nicht ein: „Schöne Minka, ich muß scheiden"!) gleich daneben stellen müssen und würde dadurch auf das, was Herr Melgunoff Satyre nennt, ein deutlicheres Licht geworfen haben. Die Satyre der Russen ist sehr zahm, sie ist mit dem, was wir in Europa Satyre nennen, gar nicht zu vergleichen. Die Russische Satyre ist jener gutmüthige Humor, mit welchem sich der Leibeigene über sein Schicksal tröstet, jene

Digitized by Google

Satyre, die heute dich, morgen sich selber lächerlich hinstellt. Die Russische Satyre ist nicht die beißende Lauge, welche man aus der Asche eines knisternden, verkohlten Hasses mischt; sondern sie ist satyrische Lustigkeit, die zwar fremde Gebrechen nachmacht, den Beleidigten aber zuerst um Verzeihung bittet, mit ihm lustig herumtanzt und sich, wie der Kosak, übermüthig (weil er ja nämlich das Leben hat!) an die Fußsohle schlägt. Die Russen sind viel zu kindlich und zu sentimental, als daß Herr Melgunoff Recht hätte, wenn er ihre practische Anlage Satyre, ohne weitere Bestimmung dieses Wortes, nennt. Die Russen sind aus einem weichen Stoffe gemacht. Der Despotismus hat sie nicht erbittert, weil er bei ihnen nur auch in der Form der Hierarchie auftrat und der Russe abergläubisch ist. Der weite Umfang des Reiches ließ die Einzelnen nie in so starkem Grade das fühlen, was wir geschichtlich an der Petersburger Regierungsmethode zusammenfassen. So erhielt sich der Russe seine gute Laune, und wenn er sie in die Literatur mit hinüber genommen hat, so denke man ja nicht, daß vom Russischen Charakter und seiner Literatur eine finster drohende Opposition gegen die Regierung zu erwarten wäre. Diese Satyre ist nichts als höchstens eine kleine Rache des Leibeigenen, über die aber Batuschka, der Herr, selber mitlacht.

Das Anziehendste dieser literarischen Bilder sind die allerdings interessanten Persönlichkeiten der darin geschilderten Dichter. Die Biographie einiger derselben hat einen

Digitized by Google

novellistischen Anstrich. Während uns classicirende Odensänger vorkommen, die früher Fischhändler waren, dann Professoren wurden und zeitlebens den Branntwein liebten, treten auch einige romantische Charaktere auf, die so interessant durch die Selbstbestimmung sind, die sie sich gegeben haben, indem sie nicht als Cadetten für die Literatur auf Kaiserliche Unkosten aufgezogen wurden, sondern bald in Sibirien, bald in Persien von der Regierung Muße bekamen, ihren gefährlichen Träumen nachzuhängen. Bald lesen wir von einem Novellisten, den Nikolaus bei seinem Regierungsantritt stranguliren läßt, bald wird ein Gribojedow, als Russischer Gesandter in Teheran, dort von dem Persischen Pöbel ermordet, bald schießen uns die Tscherkessen einen beliebten Romanendichter aus den Russischen Bücherkatalogen weg, einen Bestuscheff. Es sind ganz andere Figuren, die in dieser Literaturgeschichte auftreten, als unsre großen Schriftsteller, die gewöhnlich in einem Dorfe arm geboren wurden, mit Stipendien studirten, Hauslehrer wurden, einen Prinzen auf Reisen begleiteten, endlich heiratheten und mit einer Bibliothekarstelle unter Kindern und Kindeskindern selig gestorben sind.

Digitized by Google

V. Hugo's Ruy Blas.

In Brüssel haben sie dies neue Drama des Dichters der Orientalen ausgepfiffen. Wahrscheinlich kömmt dies daher, daß die Belgier jede Gelegenheit ergreifen, sich für eine freie Nation zu erklären. Drucken wir, dachte das Parterre, welches so streng richtete, Eure Romane nach, so drucken wir doch nicht Eure Urtheile nach; sind wir leider in der Lage, Eure Protokolle annehmen zu müssen, so wollen wir uns wenigstens Eurer Feuilletons erwehren. Die Belgier haben aus Ruy Blas eine Sache der Politik gemacht; denn, ob sie gleich mehr Löwener Bier als Wein trinken, so glaub' ich doch nicht, daß sie soviel Sinn für Shakespeare haben, um über Victor Hugo in einen ästhetischen Harnisch zu fahren.

Ich würde mich mit dem Parterre von Brüssel auch eher befreunden, wenn es den Ruy Blas statt ausgepfiffen, ausgelacht hätte. Es ist dies Drama ja ohne Zweifel mit vielem Geist geschrieben und entfaltet Schönheiten, über die man das gewöhnliche Requisit Hugo'scher Stücke, Masken, Tapetenthüren, geheime Gänge, plötzliche Ueberraschungen, die bloß von einer versteckten Thürklinke herrühren u. s. w. übersieht: auspfeifen kann man es wirk-

Digitized by Google

lich nicht, aber lachen muß man darüber. Das Erhabene in diesem Stücke gränzt nämlich so nahe an das Lächerliche, daß es nicht einmal eines besondern Talents zur Parodie, welches in uns steckte, bedarf, um statt in den Thränendrüsen im Zwerchfell gekitzelt zu werden, sondern man muß nur einen kleinen Moment die Augen zuschließen und sich den Zusammenhang des Ganzen wie eine Schülerlektion in aller Stille selbst überhören und man wird nicht anders können, als lachen müssen. Ich begreife nicht, wie V. Hugo, wenn er nicht geglaubt hat, daß nur Frauen und Lakaien der Eröffnung des Theaters der Wiedergeburt beiwohnen würden, einen so schwindelnden Pfad zu wandeln wagte, einen Pfad, wo nur eines Haares Breite die Tragödie von der Posse trennt: einen Pfad, wo der Rübezahlgeist der Parodie das tragische Pathos von allen Seiten verhöhnt und neckt, wo jedes geringe Ausgleiten des Fußes ins Vaudeville führt, in eine Harlekinade oder wenigstens in die Römischen Saturnalien, wo die Bedienten einige Tage lang ihre Livrée mit der Toga ihrer Herren vertauschten. Für die Wahrheit des Satzes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, wird man künftig nicht Napoleons Russischen Feldzug, sondern mit gleichem Rechte Viktor Hugo's Ruy Blas anführen können.

Wißt Ihr, was ein Lakai ist? Ein Lakai ist ein dummer Teufel vom Lande, der in die Stadt kömmt und kein rechtes Talent für ein nützliches Handwerk hat. Er wird

Digitized by Google

Hausknecht in einem Gasthof oder putzt einigen jungen und alten Hagestolzen die Stiefeln. Eine Aufforderung im Wochenblatt bestimmt ihn die Livrée zu nehmen. Mit der Livrée bekommt er das Gefühl, daß er allein dasteht und etwas zu repräsentiren hat. Er bekommt ordentlich Anstand, indem er anfängt sich etwas einzubilden. Er trägt einen Leibrock von grauem Tuch mit grünen Aufschlägen, eine rothe Weste, einen Hut mit einer Kokarde und saubre Kamaschen. Er servirt bei Tisch, gießt uns die Sauce über das Kleid einer Dame, das uns hundert Thaler kostete und hat das Recht, sich mit einer leichten Verbeugung zu entschuldigen. Er liefert die Karten für die Spieltische und bekommt dafür einen Theil des Gewinnstes; er leuchtet den Gästen an die Hausthür und erhält 16 Groschen Trinkgeld, wenn sein Herr ein reicher Banquier ist, an den man zum ersten Male empfohlen wurde, künftig weniger. Ein Lakai ist ein Ideal des Prosaischen und ein solcher Lakai ist Ruy Blas!

Nun gut, meine Damen, Ruy Blas ist mehr als Johann, den Sie seiner schönen Lieder wegen wohl den „muntern Seifensieder" nennen, mehr als Wilhelm, der so allerliebst über das Theater zu urtheilen weiß, wenn er Sie des Abends nach Hause begleitet und mit dem Mantel in dem Logengang auf Sie gewartet und den fünften Akt gehört hat; es ist ein Spanischer Lakai, ein romantischer Heidukk, ein Bedienter aus einem Lande, wo Feigen und Orangen wachsen! Freilich ein solcher Lakai könnte

Digitized by Google

bei uns recht gut einen Marquis vorſtellen; es wäre der erſte nicht, der in Rom oder Liſſabon hinten auf einem Wagen ſtand und den wir an einem kleinen Deutſchen Hofe eingeführt und gefeiert geſehen hätten; allein es iſt ein Unglück, wir wiſſen nun einmal, daß Ruy Blas auch in Spanien ein Lakai iſt; der Dichter iſt ſo indiskret gegen ſeinen guten Freund geweſen, es nicht zu verſchweigen; wir ſehen, daß in Spanien die Bedienten ſo gut, wie bei uns nach einem Ball die Lichtſtümpfe von den Leuchtern ſammeln, wir hören, daß Don Salluſt, der Herr dieſes tragiſchen Bedienten, ihm ſehr oft befiehlt: fermez la porte! Ouvrez la fenêtre! Es iſt nicht einmal der Fall, daß Viktor Hugo ſeinem Lakaien eine höhere Beſtimmung zuſchreibt, als die, Lakai zu werden; Ruy Blas iſt kein Bedienter, der etwas Franzöſiſch ſpricht, in ſeinen Freiſtunden die Flöte bläſ't und Morgens beim Stiefelputzen alte Jahrgänge von Taſchenbüchern, aus denen die Kupfer herausgeſchnitten ſind, lieſ't. Ruy Blas iſt weder ſo gelehrt, wie mein Wichſier in Heidelberg, der die Stellung Thibauts und Mittermaiers in der juriſtiſchen Welt ſehr genau abzuzirkeln wußte, noch ſo empfindſam, wie das Mädchen einer Wirthin, bei der ich wohnte, die, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, ans Klavier ging und einige Accorde anſchlug, mit denen ſie mir etwas, was ſie mir oft ſagte, beweiſen wollte, nämlich, es ſei ihr nicht an der Wiege geſungen, daß ſie von fremden Leuten ihr Brot eſſen müßte! Ruy Blas könnte zwar, wie wir gleich ſehen

werden, wenigſtens ein Staatskanzler ſein, ſo viel Geiſt und Beredſamkeit beſitzt er; aber der Dichter giebt darum den Contraſt nicht auf; Ruy Blas muß aus dem Lakaien hervorgehen und in den Lakaien wieder zurückfallen. Das iſt ſo lange das Lächerliche an dieſem Stück, bis wir werden gezeigt haben, daß es auch falſch iſt.

Ein Rezenſent darf auch darin nicht den Frauen gleichen, daß er die Vorreden der Bücher überſchlägt. Wir müſſen die ſtolze Vorrede leſen, mit der Viktor Hugo ſeinen Ruy Blas in die Welt ſandte, einen Trompetentuſch, mit dem Shakeſpeares Könige auftreten. Nachdem ich es gethan, find' ich, daß man ein recht genialer Dichter und doch zugleich ein Charlatan ſein kann. Viktor Hugo ruft in dieſer Vorrede ſeine Verdienſte mit einer Unverſchämtheit aus, die eines Marktſchreiers würdig iſt. Schlimm genug, daß das Genie in dieſer Welt ſeinen Bajazzo haben muß, der das Volk heranruft und ſeinen Herrn auf eine Weiſe lobt, daß dieſer in der Bude ſelbſt erröthet; Buchhändler, Rezenſenten ſind ja Bajazzis; aber wer möchte wie Viktor Hugo ſein eigner Polichinell werden? Einem blöden Deutſchen Gemüth wird angſt und weh, und zwar in die Seele Viktor Hugo's, wenn es dieſe prahleriſchen Deklamationen hört, die ein geiſtvoller Dichter ſeinen eignen Verdienſten ſpendet. Eine Dichtung iſt für uns ein in ſtiller Brautnachtsverſchwiegenheit empfangenes und dann mit verbiſſenen Schmerzen gebornes Werk; unſre Fauſt, unſre Wallenſtein, Egmont u. ſ. w. ſind alle ohne

Digitized by Google

Vorreden erſchienen; wie kann ein Dichter, in ſeliger Erſchöpfung von ſeinem Werke ausruhend, ſo poltern und ſo erſchrecklich lügen, wie Viktor Hugo in dieſer Vorrede! Denn wär' es nur die Arroganz, ſo würden wir ſagen, ſie ſoll uns für edles Selbſtgefühl gelten, das ſeinem Talente gebührt; aber es ſind Lügen, für welche uns der Dichter Leichtgläubigkeit genug zutraut, es ſind Großſprechereien, die hier für die Motive zur Dichtung ausgegeben werden, während es doch nur das triumphirende Jauchzen und Faſeln iſt, das den Dichter überfällt, *nachdem* ſein Stück geſiegt hatte. Was ſoll nun dieſer Ruy Blas alles vorſtellen! Er ſoll dreierlei Zwecken dienen, 1) den Denkern, 2) den Frauen, 3) der Maſſe zu gefallen; er ſoll 1) den Geiſt, 2) die Leidenſchaft, 3) die Neugierde befriedigen; er ſoll 1) Luſtſpiel, 2) Tragödie, 3) Melodrama ſein. Nun kommen eine Unzahl ſchöner Dinge, die alle in Viktor Hugo's Abſicht gelegen haben ſollen, als er den Gedanken faßte, dies Stück zu ſchreiben. Die einfache Wahrheit, *daß er ein hübſches Theaterſtück ſchreiben wollte*, mit welchen Lügen wird die hier umſchrieben! Man möchte glauben, der Dichter wäre wirklich ſo abgeſchmackt, als er ſich hier das Anſehen giebt, es zu ſein, wirklich ſo proſaiſch, ſo phantaſielos, ſo rein nichts als Spekulant und purer Theoretiker. Jede Figur ſoll einen eigenen Artikel in der Geſchichte, der Pſychologie, der Aeſthetik repräſentiren; es iſt gleichſam, als hätte Göthe ſeinen Fauſt mit einer Vorrede herausgegeben, in welcher

Digitized by Google

er erklärt, das alles bezweckt zu haben, was dreißig Jahre ſpäter Schubarth, Weiße, Goeſchel und Andre in ihm aufzufinden glaubten. Man hat V. Hugo für arrogant geſchildert; wer dieſe Vorrede lieſt, muß ihn zuweilen für einen Narren halten.

Gleich die Unterſcheidung der Zuſchauer in Denker, Frauen und Maſſe iſt eine Trivialität. Das Parterre iſt die Aeſthetik, weiter nichts. Ob die Maſſe die Abwechſelung, die Frauen die Leidenſchaften, die Denker Charaktere lieben, ſollte einen wahren Dichter ganz unbekümmert laſſen. Shylok iſt ein Charakter; als ſolcher enthält er Alles, was jene drei eingebildeten Klaſſen von Zuſchauern intereſſiren dürfte; der wahre Dichter ſpekulirt nicht; ihm fällt, wenn das Eine, auch das Andre zu. Wo der Kunſtrichter ſagt: Da iſt Leben, da iſt Charakter! da wird auch der erſte Rang ſagen: Da iſt Leidenſchaft! und die Gallerie: Da iſt Intereſſe! Dieſe ſtatiſtiſchen Diſtinktionen ſind trivial; aber die ſpätern äſthetiſchen werden lügneriſch. Man ſehe, mit welchem Pomp Viktor Hugo die Entdeckung ankündigt, das moderne Drama müſſe enthalten: Luſtſpiel für die Denker, Tragödie für die Frauen, Melodrama für die Maſſe! Was wir immer gewußt haben, daß das ächte Trauerſpiel eine Hiſtorie abwickelt, die ebenſo ſpannend wie wahrſcheinlich ſein muß, wo wir Intereſſe, Leben und Wehmuth zu gleicher Zeit haben, das bringt uns Viktor Hugo in dem abſtruſen Gewande einer neuen Doktrin vor. Die ächten Kryſtall-Dichtungen

ſpiegeln an der Sonne des Genies alle Farben zu gleicher Zeit ab, die nach Viktor Hugo eher die Folge mechaniſcher Miſchungen zu ſein ſcheinen. Sein Ruy Blas, wie alle ſeine Dramen werden darum auch nie den Charakter echter und edler Kunſtwerke an ſich tragen, weil ſie eben aus verſchiedenen, oft ganz disparaten Abſichten zuſammengeſchweißt ſind und nicht Allen Alles, ſondern Jedem Etwas geben wollen. Nun noch die breite Auseinanderſetzung dieſer Kunſtgriffe; das pomphafte Gemälde der Schwächen, die hier für neue Tugenden ausgegeben werden! Und ſelbſt dieſe Rodomontaden kann man vielleicht noch in die Rubrik der Oberflächlichkeit ſtellen; die eigentliche Lüge beginnt erſt, wo Viktor Hugo die Charaktere ſeines Stückes zergliedert und ihren Rollen Ideen unterſchiebt, an die er entweder gleich anfangs gedacht hat, dann wäre er kein Dichter, oder die er erſt ſpäter ihnen beilegt, dann wäre er ein Charlatan. Da man ihn nun unter allen Umſtänden für das erſte halten muß, ſo muß er wohl das letztere ſein. Ich will mich nicht damit aufhalten, die ſchönen Dinge, die er von Don Salluſt, Don Ceſar, der Königin u. ſ. w. aus einer Art hiſtoriſchen Nothwendigkeit herzuleiten weiß, zu prüfen; nur der Satz, daß Ruy Blas, als Perſon, der Typus des Volkes ſei, daß dieſer Lakai alle die ſchönen Eigenſchaften repräſentire, die wir Demokraten an der untern Volksklaſſe lieben und verehren, das iſt ein recht abſcheulicher Kunſtgriff, um aus einem mißlichen theatraliſchen Effektcurioſum eine ſo-

Digitized by Google

ziale Frage, eine Frage des Jahrhunderts zu machen! Das mag Viktor Hugo den Pariser Portiers, Lakaien und Dekrotteurs weiß machen, nicht uns! Er erlaube uns, bei der Meinung zu bleiben, daß er den Effekt berechnet hat, den ein in eine Königin verliebter Lakai hervorbringen müsse; er erlaube uns Demokraten, wenn wir selbst unästhetisch genug wären, die Intrigue seines Stücks geschmackvoll zu finden, doch wenigstens gegen die soziale Bedeutung desselben zu protestiren! Ja gesetzt, wir wollten auf Kosten unsres Geschmacks zugeben, daß die Neigungen und das Elend des Volkes in der Person eines Lakaien repräsentirt werden könnten, findet sich in dem Stücke irgend etwas, was diese Tendenz als die ursprüngliche des Dichters wahrscheinlich machte? Dieser Bediente ist ein Schwachkopf; wie kann er das Volk vorstellen, das zwar elend, aber gereizt, auch so stark ist! Wie kann Ruy Blas, der im vierten Akt ruhig wieder in seine Livrée zurückkehrt, das Volk sein, da das Volk keineswegs niederträchtig ist, keineswegs feig, sondern sich des Don Sallust schon würde versichert haben, ist es einmal durch einen Scherz in Ernst Minister geworden? Genug, wenn Ruy Blas das Volk in seiner Schwäche sein soll, dann wollen wir sagen, daß Viktor Hugo Recht hatte, ihn für jenes auszugeben; doch hätte dann seine Tragödie ein Lustspiel werden müssen; denn Bedientenseelen sind nur in der Posse erträglich oder in der Tragödie dann, wenn sie in Hofmarschällen und Ministern stecken.

Ruy Blas iſt aber auch nicht das Volk, ſchon deshalb nicht, weil das Volk lieber ein nützliches Handwerk lernt, hungert und ſtirbt, als eine Livrée anzieht und Bedienter wird. Viktor Hugo wollte dem Volk ſchmeicheln und hat ihm eine Grobheit geſagt; er wollte ſeinen Lakaien zum Märtyrer einer Idee und ſomit populär machen, und er hat uns erſt recht mit ihm gezeigt, wie wenig wir unter dieſen Umſtänden für ihn empfinden können. Viktor Hugo hat das Volk, die Vorſtädte, mit der Canaille des Palais Royal, die gern ihr Glück machen möchte, verwechſelt. Er hat an die Kellner gedacht, die gern ſelbſt ein Café anlegen möchten, an die Bedienten, die gern ſelbſt Equipagen hätten, an die moderne Canaille der Hauptſtädte, die ihr Glück machen will, an die Rouerie mit einem Worte, nicht an das ſittige, fleißige, unglückliche Volk. Wäre Ruy Blas ein Strumpfwirker, ein Gaſſenkehrer, ein Topfflechter; das wäre die Demokratie. Aber faſt ſchon Schneider, beinahe Barbiere, ſicher aber Lakaien — das gehört zur Ariſtokratie.

Nachdem Viktor Hugo wie in einem Wachsfigurenkabinett jede ſeiner Perſonen mit einem Stock in der Hand erklärt hat, ſagt er in ſeinem Stelzenſtyl: „Le sujet philosophique de Ruy Blas c'est le peuple aspirant aux regions élevées; le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme; le sujet dramatique, c'est un laquais, qui aime une Reine." Das Letzte iſt ohne Zweifel das Hauptſujet geweſen, vielleicht das einzige. Die übrigen

Digitized by Google

Sújets sind sehr wurmstichig. Darin, daß Jemand nach höhern Regionen strebt, kann ich nichts Philosophisches erblicken; im Gegentheil es ist sehr unphilosophisch, sich leeren Träumereien und ehrgeizigen Ideen hinzugeben. Le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme — Wahrhaftig, dieses Interesse hat das Stück mit vielen andern gemein und es wäre schlimm für den Erfolg, wenn es kein andres hätte. Zuletzt kommt der Dichter, der kein Ende finden kann, die Unerschöpflichkeit der Gesichtspunkte nachzuweisen, unter denen sich sein Werk betrachten lasse, noch gar auf das Haus Oesterreich. Der Zufall, daß der Schattenkönig Karl II, der nicht einmal in dem Stücke auftritt, aus dem Hause Habsburg ist, soll gleichfalls insofern nicht ohne Bedeutung sein, als Hernani die aufgehende, Ruy Blas die untergehende Sonne des Hauses Oesterreich vorstellt. Könnte nun das Ganze nicht auch in Lissabon spielen? Was hat das Haus Oesterreich als solches mit der Geschichte dieses Lakaien, als solcher, zu schaffen? So windbeutelt Viktor Hugo fort und streut seinen Franzosen Sand in die Augen. Wir haben aber den Fanfaron genug gehört, wir wollen nun in die Bude gehen und mit dem Arzte selber sprechen. Der Charlatan ist heiser, hören wir jetzt den Dichter!

Don Sallust hatte gehofft, mit der Stelle eines bevorzugten Staatsmannes am Hofe zu Madrid auch die eines begünstigten Liebhabers der Königin zu bekleiden; aber die junge Königin, Gemahlin des früh entnervten

Digitized by Google

Karl II., haßte ihn. Er fiel und wurde verbannt. Da hört er in einem von ihm belauſchten Geſpräch, daß ſein Bedienter Ruy Blas in die Königin nicht minder verliebt iſt und zur Rache an ihr beſchließt er, dieſen jungen Mann unter falſchem Titel am Hofe auftreten zu laſſen, in der Hoffnung, die Königin würde der Neigung deſſelben entgegenkommen. Dies geſchieht die hohe Dame befördert ihren Günſtling bis dicht an die Stufen des Throns, dicht an die Thüre ihres Schlafgemachs! Wie ſich Ruy Blas auf dem Gipfel des Glücks befindet, erſcheint Don Salluſt und zwingt ihn, wieder die Livrée anzuziehen. Auf die Verzweiflung des Armen und den Schmerz der Königin iſt das tragiſche Pathos des Stückes gebaut. Don Salluſt weiß eine Veranſtaltung zu treffen, wo ihm die Eröffnung des wahren Sachverhältniſſes gelingt, indem ſich die Königin und Ruy Blas eben ein Stelldichein geben. Dieſer erſticht den hohnlachenden Intriguanten und nimmt dann, da die Königin außer ſich iſt, ihre Liebe einem Bedienten geſchenkt zu haben, Gift. Als es zu ſpät iſt, verräth ſie ihm, daß ſie doch nicht aufhören würde, ihn zu lieben. Ruy Blas ſtirbt und die Königin kehrt troſtlos durch eine Viktor Hugo'ſche geheime Tapetenthür in den Pallaſt zurück.

Von zwei Figuren, die kaum zum Stücke gehören, Don Ceſar und Don Guritan ſchwieg ich und doch ſind es vielleicht die originellſten des ganzen Dramas. Sie haben Colorit, Individualität, während die übrigen nur

Digitized by Google

dazu dienen, die Fabel des Stückes in Verſen, die recht markig und bilderreich ſind, abzuhaspeln. Gleich in dieſem Mangel an individueller Charakteriſtik, den übrigens Viktor Hugo mit dem ganzen neuern Franzöſiſchen Drama gemein hat, liegt einer der Hauptvorwürfe, die Deutſche Kritik dem Ruy Blas machen muß. Mag der Dichter in ſeiner Vorrede noch ſo große Dinge von jeder einzelnen Perſönlichkeit ſeines Werkes zu ſagen wiſſen, das Intereſſe derſelben geht bei keiner über das Stück und deſſen Anekdote hinaus. Keiner dieſer Charaktere überlebt den Zweck, zu dem er hier verwandt wurde; jeder wird von der Fabel mit Haut und Haaren verbraucht. Wie anders Shakeſpeare und die klaſſiſche Deutſche Tragödie! Welch eine Fülle von Beziehungen und hundert andern dramatiſchen Möglichkeiten liegen in den Charakteren des Britten und unſrer großen Dichter! Wie könnte jeder derſelben ebenſogut zu einer andern Hiſtorie, als der vorliegenden, verwandt und in einer andern Seite ſeiner Eigenthümlichkeit entwickelt werden! Das neue Franzöſiſche Drama iſt arm an Charakteren. Das Luſtſpiel bietet dort nur Anekdoten, das Trauerſpiel nur ernſthafte Intriguen, für deren Löſung die Perſonen als möglichſt lebendige Maſchienen gebraucht werden. Dieſer Don Salluſt, dieſe Königin, dieſer Ruy Blas ſind Stereotypen, die nur des Aufzuges aus der Garderobe bedürfen, um heute in einer Staatsaktion, morgen in einer Liebesgeſchichte, übermorgen in einer Farce mitzuſpielen. Es ſind

Digitized by Google

keine Charaktere, sondern es sind die Schauspieler! Unser Schiller war so bedacht, jeder seiner Figuren eine prägnante, nur ihr gehörende Physiognomie zu geben. Er schrieb den Personen im Fiesko jeder einen eignen Paß, ein Signalement als „confiscirtem Mohrenkopfe" ꝛc. bei. Viktor Hugo glaubt genug für die Charakteristik gethan zu haben, wenn er nur sagt: „Don Salluste est vêtu de velours noir, costume de cour du temps de Charles II. La toison d'or au cou. Par dessus l'habillement noir, un riche manteau de velours vert clair, brodé d'or et doublé de satin noir. Epée à grande coquille. Chapeau à plumes blanches." Aus der Garderobe entnimmt Viktor Hugo seine Charakteristik.

Ich bin nicht Kenner der Französischen Sprache genug, um den innern poetischen Gehalt dieses Dramas vollkommen zu würdigen. Uns Deutschen, die wir im Detail der Poesie so ungeheuer weit vor den Franzosen voraus sind, ist das geläufig und längst gewöhnlich, worüber man in Paris sich noch als über etwas Neues entzückt. Wenn Viktor Hugo natürlicher und lyrischer ist, als bisher auf dem Kothurn in Frankreich Sitte war; uns, die wir Größeres besitzen, kann das wenig überraschen. So bleibt es mir auch nur möglich, über das organische Geflecht des Ganzen mit zustehender Spruchfähigkeit zu urtheilen und zu gestehen, daß die beiden ersten Akte vortrefflich exponirt sind, daß ihre Handlung klar und lebenvoll vors Auge tritt, daß man, mag die

Digitized by Google

Fabel auch lächerlich sein, dennoch von der Consequenz derselben, die ihr der Dichter in seinem tragischen Ernste zu geben wußte, hingerissen wird. Nach der berühmten Rede des Ruy Blas aber hört die Natürlichkeit der Handlung auf und wird von Motiven und Wendungen abgelöst, die man nur noch Komödianterei nennen kann. Das Leben hört auf, das Theater beginnt. Es sind nun nicht mehr Menschen, sondern Schauspieler. Der vierte Akt ist ein Lustspiel, ganz für sich, das Aehnlichkeit mit hundert Vaudevilles hat. Er gehört nicht zum Ganzen, das Ganze gehört nicht zu ihm. Der fünfte Akt ist nichts als das Facit der vier andern, die Rechnung, die sich jeder aus den gegebenen Faktoren selber machen könnte; es kömmt kein neuer Impuls zur Handlung, kein plötzliches Motiv, das dem Stücke, wie es sein muß, seinen jähen und bei aller Vorbereitung doch unerwarteten Abschluß giebt. Die erste Hälfte des Ruy Blas ist einer Idee, die zweite den Schauspielern gewidmet.

Es liegt auch selbst bis zur Mitte des dritten Aktes in der Idee des Lakaien nichts, was unsern Geschmack beleidigte. Die Rache des Don Sallust ist teuflisch und sicher sehr dramatisch. Lächeln muß man freilich darüber, daß Ruy Blas in der That schon in die Königin verliebt ist. Wenn man auch durch die vielen Freier, die neuerdings die Königin Viktoria gefunden hat, an die Möglichkeit solcher Neigungen gewöhnt ist, so hätten wir sie doch immer mehr für einen Gegenstand halten mögen, der nach

Digitized by Google

Bedlam, nicht nach Drurylane gehört. Indeſſen auch dieſe kühne Hypotheſe konnte dem Dichter eingeräumt werden, wenn nur nicht in der Mitte des Stücks ein Decrescendo angefangen hätte. Die Tragödie ſoll crescendo ſteigen bis zum fünften Akt, wo ein plötzlicher Sturz von der erklommenen Höhe uns erſchüttert. Ruy Blas geht aber ſchon nach der Mitte des dritten Aktes wieder abwärts; alle dramatiſche Kraft und Spannung iſt dabei geopfert; das Hors d'oeuvre des vierten Aktes hat zur Hülfe genommen werden müſſen, um nur ihrer fünf herauszubringen. Nein, ich bin ſo dreiſt, mir zuzumuthen, daß ich dem Dinge eine andere Wendung gegeben hätte. Ruy Blas mußte Graf, Günſtling und Miniſter bleiben; er mußte Don Salluſt aufheben laſſen. Don Salluſt iſt kein Böſewicht; ſeine Rache war ein faſhionabler, freilich etwas greller Scherz, aus dem Ruy Blas einen blutigen Ernſt macht. Dies Blut muß ihn im fünften Akt ſtürzen. Er muß durch ſich ſelbſt fallen, er muß durch ſeine Ueberhebung fallen, nur ſo war er Held eines kunſt- und naturgemäßen Dramas. Erſt ſein niedrer Stand und ſeine Liebe, dann eine Intrigue und ſein Glück, dann die eigne Freiheit, die ihres Daſeins kräftiger Meiſter iſt, Uebermuth und Sturz — ſo waren alle Dramen, die ſeit Sophokles ſich mit dem Schickſal eines Individuums beſchäftigten.

Man ſage doch nicht, daß Ruy Blas durch ſeinen urſprünglichen Stand verhindert wurde, auf ſeiner Höhe

Digitized by Google

auszudauern! Sein Geheimniß kannte nur Don Salluſt; wer würde dem Don Salluſt geglaubt haben, wenn er, als Verbannter, auch gewagt hätte, ſich zu verrathen und den Bedienten? Wir leben in Spanien; in einem Lande, wo Ruy Blas nicht der erſte Günſtling einer Fürſtin wäre, der aus niederm Stande ſich aufgeſchwungen. Der Friedensfürſt Godoy war Garde dú Corps. In Spanien iſt Alles von Adel, nur die Mauren und Juden nicht. Ein anderes wäre es geweſen, wenn V. Hugo ſein Stück nach Rußland verſetzt und aus Ruy Blas einen Kaiſerlichen Ofenheizer gemacht hätte. In Rußland macht die Leibeigenſchaft, (ich erinnere an Iſidor und Olga) daß Jemand qualitativ einen Makel an ſich hat, wenn er nicht frei iſt; Ruy Blas, als Leibeigener, hätte ſich an die Stirn ſchlagen und mit dem Ausrufe: Verdammt! ſchon im dritten Akt wieder in ſeine Livrée zurückkriechen müſſen. Als Lakai und ehemals freier Mann aber brauchte er es nicht und am wenigſten in Spanien, wo die Dragoner und Caſtraten von jeher bei den Prinzeſſinnen glücklicher waren, als die entnervten Sproſſen der hohen Grandezza.

Aber noch mehr! Ruy Blas iſt beim Dichter ſelbſt ein Widerſpruch. Wer den Muth hat, ſich in eine Königin zu verlieben, der hat wahrhaftig auch den Muth, ſie ſich unter den am Spaniſchen Hofe obwaltenden Umſtänden, beſitzt er ſie einmal, auch zu erhalten. Wer ſich ferner mit ſo vielem Geſchick in ſeiner hohen Rolle bewegt,

Digitized by Google

wer wie Ruy Blas ſo große ſtatiſtiſche, moraliſche, politiſche, hiſtoriſche Kenntniſſe hat, daß er jene an ſich ſehr ſchöne Rede im dritten Akt halten kann, der kehrt wahrlich nur in die Livrée zurück, wenn er muß und eine ſolche Nothwendigkeit iſt nirgends motivirt. Sie iſt die bloße Caprice des Dichters, ſie iſt die Angel dieſes melodramatiſchen Intereſſes, von dem Viktor Hugo in ſeiner Vorrede ſpricht, dieſer Huldigung, die man der Maſſe, die man der Gallerie darbringen müſſe! Ruy Blas hätte dem Don Salluſt durch ein Geheimniß, ein Verbrechen, oder wie in Rußland durch ſeine Geburt verpflichtet ſein müſſen, nicht aber durch ſeine pränumerando erhaltene Monatsgage oder das kleine Papier, das er von ſich ausgeſtellt hatte. Dies Papier konnte wohl für einen Mann von „caſtilianiſcher Ehre," aber nicht für einen Lakaien eine Gewiſſensſcrupel ſein. Was wollen wir? Viktor Hugo wird lieber eingeſtehen, daß er bereut, ſeinen Helden unnatürlicher Weiſe zu einem ſo großen Redner und Premierminiſter gemacht zu haben, als ſich den Effect des wieder in die Livrée rückkehrenden Lakaien nehmen laſſen. Er will ſicher lieber unpſychologiſch als untheatraliſch ſein. Er denkt nicht an den Geſchmack und die Natur, wenn er dabei fürchten müßte, etwas an Curioſität und melodramatiſchem Intereſſe zu verlieren. Iſt ihm ſein Ruy Blas doch eine ſo zahme Haut, daß er ſechs Monate lang auf den Betrieb der Königin immer höher ſteigt und noch nicht einmal gewagt hat, ihr dafür ins

Digitized by Google

Geſicht zu ſehen! Ja, ja, ſchöne Leſerin, Ruy Blas ſoll nicht mehr als ihr Johann ſein, der ein ſo dummer Tölpel, aber ſonſt eine gute Seele iſt! Die Rede im Staatsrath bittet uns Viktor Hugo ab.

Nächſtens werden ſie nun auch das Stück auf allen deutſchen Theatern aufführen.

Digitized by Google

III.

Literarhistorie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Göthe's Briefwechsel
mit der
Schwester der Stollberge.

Die Urania für 1839 bringt den schon vielfach besprochenen kleinen Briefwechsel, welchen Göthe mit Auguste Gräfin von Stollberg, (spätern Gräfin Bernstorff) der Schwester der beiden Dichter Stollberg geführt hat. Herrn von Binzer und seiner geistreichen Gattin verdanken wir hier die Bekanntschaft mit einer Briefsammlung, welche leicht die älteste und individuellste ist, die wir von Göthe besitzen. Keine der vielen Reliquien, die wir von Göthe haben, ist so persönlich, so menschlich, so unmaskirt. Göthe giebt sich der Schwester der Stollberge, die er nie gesehen hat und nur durch die Aeußerungen der Brüder kennen lernte, mit jener zärtlichen Schwärmerei hin, die über die edlen Geister der siebziger Jahre eine so wunderbare Verklärung ausströmte. Göthe nennt die Reichsgräfin Du, nennt sie „Gustgen," wechselt mit ihr die gegenseitigen Schattenrisse, küßt sie in Gedanken und Worten und vertraut ihr seine Herzensangelegenheiten, die freudigen und die traurigen. Das bekannte Verhält-

Digitized by Google

niß des Dichters zu Lilli bildet den vorzüglichsten Hintergrund dieser Briefsammlung. Da Göthes Briefe fast nur Tagebücher sind, die er „Gustgen" schickte, so können wir alle Stimmungen verfolgen, welche ihn in diesem eben so süßen wie schmerzlichen Verhältnisse bedrängten. Göthe riß sich auch hier wie immer los; ob er gleich gegen Lilli gerechtfertigter sein mochte als gegen Friederiken. Lilli war schön und liebenswürdig, aber verzogen und reich genug, um für eine glänzende Parthie zu gelten. Es ist ein Unglück, ein Wesen zu lieben, das sich einfallen lassen darf, die Verzeihung, die man ihren Unarten angedeihen läßt, auf Rechnung ihres Reichthums zu schieben. In einem solchen Verhältniß liegt mehr Demüthigung als Erhebung. Es gewährt für den Verehrer Göthes einen eignen Reiz, dies Zerfallensein seines Inern in den gar aufrichtigen und bis zum Kindischen naiven Briefen zu verfolgen. Göthe war damals 27 Jahre und schrieb schon am Faust. Man mögte kaum glauben, daß der Verf. des Werther und Götz mit diesem saloppen und aphoristischen Briefsteller eine und dieselbe Person ist. Die Briefe sehen wie die Toilette aus, mit der man aus dem Bette schlüpft. Göthe schreibt Gustchen, wie er geht und steht, was er eben thut und was er vor einer Viertelstunde that; alles in jener kurzen Frankfurter Weise, die seinen frühsten Dichtungen einen besondern Reiz giebt. Soll man sage, daß Göthes Egoismus sich in diesen bis ins Kleinste gehenden Abspiegelungen seiner selbst zu erken-

Digitized by Google

nen giebt? Ich glaube: nein! Man konnte sich im Jahre 1775 nicht glücklicher machen, als wenn man sich schrieb, was man, indem man die Feder eintauchte, für Kleider trug, was auf dem Tische neben dem Briefe lag, wie das Zimmer decorirt, was für Wetter draußen ist. Man schlürfte diese Einzelheiten mit wonniger Lust ein: man schuf sich aus ihnen ein Bild, das, zumal wenn man sich erst später persönlich sahe, freilich so oft täuschte und jene wunderlichen Verstimmungen hervorrief, die in den achtziger Jahren den] schwärmerischen Siebzigern folgten. Bei allen diesen Ichheiten fällt es aber doch auf, daß Göthe am 28. August 1776 von Weimar aus zwar erwähnt, wie er eben aus dem Bette steigt, was draußen für Wetter ist, daß er eine Ente schießt, daß ihn Wielands besucht haben, aber nicht, daß an dem Tage sein Geburtstag war! Merkwürdig ist auch noch die Nachschrift dieses Briefes. Auf Göthes Empfehlung war Fritz Stollberg in die Liste der Kammerherren des Weimar'schen Hofes aufgenommen. Doch blieb Augustens Bruder aus; Wochen, Monate vergingen — er traf nicht ein und Göthe mußte sich dadurch sehr beleidigt, wenigstens in Verlegenheit gesetzt fühlen. Er giebt der Schwester seinen Zorn recht liebevoll zu verstehen. Fritz Stollberg wurde aber von Niemand anders, als von Klopstock zurückgehalten. Der alte Barde wollte ihn nicht an einen Ort ziehen lassen, der durch Göthe und seinen fürstlichen Freund in Verruf gekommen war. Von dieser Zeit an wird der

Digitized by Google

Briefwechsel oft unterbrochen und endet mit dem Jahre 1782. Sehr merkwürdig aber ist die Art, wie er nach vierzig Jahren noch einmal wieder angeknüpft wurde. Die Schwester der Stollberge, die erst vor drei Jahren in Kiel gestorben ist, hatte sich dem Pietismus zugewandt. Dasselbe Bedürfniß, welches ihren Bruder in den Schooß der katholischen Kirche geführt hatte, trieb sie zu dem Schooß des Erlösers, dessen Seligkeit bekanntlich in Kiel von Claus Harms mit anziehender Originalität gepredigt wird. Der Gedanke, Göthen im Jenseits nicht wiederzufinden, beunruhigte sie so sehr, daß die mehr als sechzigjährige Dame im Jahre 1822 an ihn schrieb und ihn bat, sich zu unserm Heilande Jesu Christo in Demuth bekehren zu wollen. Der Brief ist rührend durch seine Veranlassung, aber verdüstert wie alles Pietistische von dem gewöhnlichen Schlage, geistlos sogar, wenn man bedenkt, wie man einem Göthe hätte beikommen müssen, um ihn für Christum zu gewinnen. Göthes Antwort ist Göthisch. Ruhig und kalt weist er das Ansinnen zurück, das er selbst, der Erinnerung an alte Zeiten wegen, „erfreulich-rührend" nennt. Er erklärt der „Wiedergebornen," daß Gott in seinem himmlischen Reiche viele Provinzen hätte und setzt mit gutmüthiger Ironie hinzu, daß er hoffe, sie würden im Himmel gewiß Gelegenheit bekommen, sich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Fühlend, daß der Ton dieser einem Schreiber diktirten Antwort wohl etwas zu kalt sein möchte, fügt er eine mildere Nachschrift

Digitized by Google

hinzu und schließt: „Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden. Wahrhaft anhänglich Göthe.“

Man sieht, dieser Briefwechsel hat eine Abrundung, die ihn fast einem Romane ähnlich macht. Welch' ungeheure Umwälzungen im Glauben und Empfinden der Menschen liegen zwischen jenem Anfang und diesem Ende! Wie hat sich Alles so verändert; wie ist Alles so kalt, finster, lieblos worden! Wie entfremdet sind sich die Menschen; wie mißtrauisch sind die Verhältnisse! Sollte nicht eine schöne Folge der Veröffentlichung von Zuständen, in welchen unsre großen Geister in alten Tagen gelebt haben, auch die werden, daß wir ihrer Liebe und ihrer Hingebung nachahmen und inniger, zutraulicher aneinanderrücken, duldsamer uns tragen, traulicher uns genießen?

Digitized by Google

Leiſewitz.

Faſt möchte man bezweifeln, daß Leiſewitz ein Dichter war. Er ſchrieb ein Trauerſpiel, ſandte es zur Preisbewerbung nach Hamburg an Schröder, die Zwillinge von Klinger wurden ſeinem Julius von Tarent vorgezogen und er ſchrieb nichts wieder. Er widmete ſein Leben der bürgerlich ſehr achtbaren Stellung, die er in Braunſchweig einnahm und ſtarb im Jahre 1805, nachdem ſein Gemüth in den letzten Lebensjahren ſehr von Hypochondrie gequält wurde. Eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die er bezweckte, gedieh nicht über die erſten Vorarbeiten hinaus. Kann man nun Dichter ſein, wenn man ſich durch einen einzigen ungünſtigen Erfolg einſchüchtern und für immer vom Schaffen abſchrecken läßt? War man je Dichter, wenn man ein- für allemal aufhört, es zu ſein? In jeder andern Gattung der Dichtkunſt würde mir Leiſewitzens Verſtummen verdächtig ſein, nur nicht im Drama. Leiſewitz war dramatiſcher Dichter und in keinem Genre iſt ein Mißgriff ſo bitter, eine Zurückſetzung ſo entmuthigend. Obgleich Julius

Digitized by Google

von Tarent gedruckt wurde, obgleich die Hamburger Preisrichter allgemeine Mißbilligung ernteten, Leſſing das Stück lobte und alle beſſern Bühnen es aufs Repertoir brachten, Leiſewitz blieb verſtimmt und entſchloß ſich nicht, etwas Zweites zu ſchreiben. — Man leſe den Julius von Tarent und mache ſich daſſelbe Geſtändniß, das ich mir zur Beſchämung unſrer jetzigen Bildung machen mußte. Dieſes Drama würden jetzt die Bühnen zurückweiſen. Warum? Weil es zu philoſophiſch iſt. Wenn mir ein Regiſſeur ſagte: Iſt die Scene im vierten Akte, wo der alte Fürſt zum Erzbiſchof ſagt: „Komm, wir wollen eine Flaſche Wein trinken!“ und ſie wirklich mitten in dem tragiſchen Ereigniß gemüthlich anſtoßen und eine Flaſche leeren, iſt dieſe Scene nicht lächerlich? ſo würd' ich nichts einwenden können und Klingemanns Verfahren gut heißen, der ſie ſtrich; aber dieſe idealiſche Schwärmerei des Dialogs, dies edle Feuer in der Aufſtellung philoſophiſcher Maximen, dieſe Fülle von dialektiſchem Witz und metaphyſiſcher Grübelei, die das Gepräge des Ganzen bildet; welche Bühne würde ſich dem geneigt finden? Welches Parterre würde dafür reif ſein? So erleben wir dieſe fürchterliche Erfahrung, daß das Deutſche Theaterpublikum von 1839 tiefer ſteht als das von 1776. Dieſem konnte man Philoſopheme auf die Bühne bringen, jenes würde bei einem Drama wie Julius von Tarent einſchlafen. So weit ſind wir gekommen. Emilie Galotti hat Stellen, die unſerm

jetzigen Theaterpublikum zu hoch ſind; gäbe man gar Dramen von Klinger und Lenz, es würde dafür ganz am Verſtändniß, am Publikum wie an Schauſpielern fehlen. Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen dieſer Erſcheinung nachzuweiſen und anzudeuten, wie eine Beſſerung bewirkt werden könnte, nur die Thatſache, daß Julius von Tarent für unſere jetzige Bildung im Theater zu hoch, zu idealiſch, zu philoſophiſch iſt, iſt einzig und verdient hervorgehoben zu werden. Natürlich hat dies Drama Schwächen, welche ſelbſt im Verkennen äußerer theatraliſcher Regeln zum Vorſchein kommen, es muß (wie Klingemann ſehr geſchickt gethan hat) für die Bühne hie und da verändert werden; aber der Dialog! Dieſe Sprache! Dieſe Sentenzen und Grübeleien! Welcher Schauſpieler kann das ſprechen, ſpielen, welches Publikum jetzt das hören und begreifen? Und 1776 konnte man das ſprechen, ſpielen, hören und begreifen! Wir haben gute Fortſchritte gemacht.

Digitized by Google

Franz Horn.

Der dem menſchlichen Elende gewidmete Karl von Karlsberg iſt nicht rührender zu leſen, als das Leben Franz Horns, deſſen größre Hälfte von den bitterſten Körperleiden heimgeſucht war. Die Schilderung des fortwährenden Siechthums und der endlichen ſchmerzlichen Auflöſung Franz Horns iſt ſo ergreifend, daß man unwillkürlich denkt: Wie bitter hat der Mann gerungen, während Du vielleicht ein Epigramm auf ihn machteſt! Das im Ganzen verfehlte Leben, die Reſultatloſigkeit ſo vieler Mühen und Schmerzen iſt es wohl zum Theil mit, was den der Schriften und des Geiſtes dieſes Mannes Kundigen ſo wehmüthig bei einem von der Hand der edelſten Liebe und einer begeiſterten Hingebung entworfenen Gemälde*) ergreift. Er litt unſäglich — und wofür? Seine früh'ſten Schriften waren von einem noch unreifen Knaben herausgegeben, (ſchon von 14 Jahren ließ F. Horn drucken) ſeine ſpätern Romane waren matte Abſpiegelungen fremder Sonnen, Bilder des Lebens, die nur im Traume

*) Leipzig, bei Brockhaus 1839.

Digitized by Google

galten; denn F. Horn kannte das Leben nur aus den unzureichendſten Geſichtspunkten; ſeine Romane ſchilderten Dichterglück und Dichterleid, ſeine Phantaſie war eine Selbſtbefruchtung, die Dichtung war Gegenſtand der Dichtung. Horns Verſe waren matte Spruchpoeſie oder klingelten mit dem Geläut der Romantik mit. Seine biographiſchen Gemälde ermangeln gründlicher Genauigkeit, ſind Aquarelle, ſind Paſtellgemälde, die urſprünglich ſchon matt angelegt, die Zeit vollends gebleicht hat. Seine literar-hiſtoriſchen Schriften entbehren bei dem jetzigen Stand der Wiſſenſchaft eines höhern Prinzips, ſind ganz aus einer ſubjektiven, dilettantiſchen Beliebigkeit hervorgegangen und werden durch Arbeiten wie die von Gervinus z. B. in den Hintergrund gedrängt. Sein Shakeſpeare-Commentar endlich iſt eine Sündfluth von Enthuſiasmus und Worten, auf der die herumſchwimmende Arche des Urtheils zu unzuverläſſig und leck iſt. So bleibt uns nichts von Franz Horn, als der Anblick dieſer ſchmerzlichen Leiden, deren Erzählung das vorliegende Buch gewidmet iſt. — Da von den ſpätern Jahren Franz Horns nur eine Geſchichte ſeiner ewigen Krankheit zu geben war, ſo hat die Herausgeberin (eine Freundin Horns Caroline Bernſtein) beſonders auf die Knaben- und Jünglingszeit ihres Helden mit großer Ausführlichkeit und nach Franz Horns eignen Erinnerungen hingewieſen. Aber hier iſt es, wo wir Franz Horn ſogar unwahr finden. Nicht, daß er abſichtlich täuſchte, aber

Digitized by Google

ſein Gemüth war ſo zerfloſſen, ſein Gedanke ſo neblig, daß er vielleicht unſchuldig daran iſt, wenn ſeine Erzählungen aus der Jugendzeit des Stempels der Wahrhaftigkeit durchaus entbehren. Nein, ſo hat ein Kind nie gefühlt, nie gedacht, nie geſprochen, wie Franz Horn gefühlt, gedacht und geſprochen haben will. Die ſchreiendſte Unnatur entſtellt dieſe Jugend-Erinnerungen. Was wir herzlich gern glauben, iſt, daß Franz Horn ein frühreifer Knabe war, der ſchon von zehn Jahren in Secunda ſaß, ein Neſtküchlein, das man mit Milch und Waſſer aufzog, aber was er ſonſt noch geweſen ſein will, das iſt aus Faſelei und Unmöglichkeit zuſammengeſetzt. Unmöglich iſt z. B. Folgendes: Eine Magd erzählt dem ſechsjährigen Knaben von dem ungerathenen Sohn einer Nachbarin. Ein ungerathner Sohn! ſagt Franz Horn, das war mir ganz was Neues! Ich hatte wohl ſchon von Kuchen, von Gedichten gehört, die nicht gerathen waren, aber u. ſ. w. Alſo von Gedichten ſchon! Wem ſpränge nicht die Unwahrheit entgegen? Ein ſechsjähriges Kind weiß wohl allenfalls, was ein Gedicht iſt, aber was ein ungerathnes —! Da ſieht man, daß Franz Horn faſelte. Ferner, er hätte ſich gewundert in demſelben Alter, daß der reiche Mann in Purpur ging; ſo was hätt' er nur den Dichtern zugetraut, ja auch Gellert wär' ihm immer in Purpur und Seide erſchienen. — Ich frage: Denkt ſo ein Kind von ſechs Jahren? Iſt das nicht die Faſelei eines Mannes, der ſein ganzes Leben der Literaturbeſprechung widmete

Digitized by Google

und im ewigen Fluſſe des Mittheilens, Dozirens, Vorleſens, Empfindens, Nachempfindens, Umſchreibens u. ſ. w. unter ſeinen Frauen die Beſonnenheit einer klaren Einſicht in Wirklichkeit und Leben verlor und dem ſelbſt das Grün der Bäume nicht grün an ſich war, ſondern weil ſie in einem Gedicht von Uhland grün genannt waren? Die Exegeſe, die er von dem bekannten Norddeutſchen Maikäferliede:

Maikäferchen fliege
Dein Vater iſt im Kriege u. ſ. w.

ſchon als Knabe will gemacht haben, iſt ebenſo erlogen, iſt ebenſo nichts, als der Commentar über Shakeſpeare, ausgedehnt auf ein Volkslied. Eine Menge unſchuldiger kleiner Schwabenſtreiche trägt Franz Horn mit viel Koketterie vor, aber da ſie, wenn ſie wahr ſind, nie in der rechten Knabenluſt wirklicher Neckerei erſonnen und ausgeführt wurden, ſo beweiſen ſie nur Franz Horns frühe Anlage zur gemüthlichen Faſelei, der ſein ganzes Leben und alle ſeine Schriften gewidmet waren. — Dies Buch klärt uns recht darüber auf, wie Franz Horn zu ſeiner verſchwommenen Manier kommen mußte. Schon von Natur zur Breite, zur Reflexion aufgelegt, mußte ſeine Darſtellung vollends alle Intenſität verlieren, als ihn ein Gichtübel hinderte, die Feder zu führen. Er diktirte — und diktirte ſeiner Frau! Daher der Mangel an Präziſion, die Ueberfülle der Worte, die Wiederholung der Ideen; daher das Kindiſche in ſeiner ganzen ſchriftſtelleri-

Digitized by Google

ſchen Manier, dieſe Verſchwommenheit, aus deren feuchten Gewäſſern nur kleine Schneckenhäuschen hervorragen, wenn einmal ein Eiland aus ihnen hervorragt. Ein Gemüth, wie es Franz Horn hatte, eine ſo ſanfte, weiche, weibliche Seele konnte ohnehin ſchon bei ſeinen Produktionen nicht die Zügel ſcharf zuſammen halten; nun diktirte er gar! Und diktirte, wie er ſprach, weil er dachte, er wäre ohne Falſch und deſſen das Herz voll wäre, davon müſſe der Mund überſtrömen. Er gab ſich wie er war, im Schlafrock und Pantoffeln, wie eine männliche Matrone, wie eine Frau Baſe, die ſoviel zu erzählen weiß und kein Aufhören findet. Dadurch iſt das Buch über Shakeſpeare angeſchwollen, dadurch entſtanden die Aufſätze, die er in „Wein und Oel", „Mai und September", „Fortepiano" und anderwärts ſammelte. — Bekanntlich war Franz Horn ſo unglücklich, ſchon bei Lebzeiten vergeſſen, wenigſtens zurückgeſetzt zu werden. Man ſieht in dieſen Mittheilungen, daß ihm ſein weicher Sinn darüber Thränen entlockte. Er hatte die Sucht, alles literar-hiſtoriſch aufzufaſſen; ſelbſt ſeinen Gegnern ſtellte er dieſe Anerkennung entgegen und betete für Freunde und Feinde. Es iſt rührend, aber ſchwach. Ein ſo weiches Herz kann zwar die Dichter verſtehen lehren, aber nicht beurtheilen. Man kann ſich denken, was Franz Horn (er ſtarb 1838) bei der neuern Umwälzung in der Literatur gelitten hat, bei ſeiner Nachgiebigkeit, ſeiner Unfähigkeit, an feſtere Prinzipien zu halten, als die ſentimentalen Allgemeinhei-

Digitized by Google

ten Glaube, Liebe und Hoffnung! Die Herausgeberin iſt vorſichtig geweſen, und hat den Gegnern nicht die Freude gegönnt, ihnen ganz den Anblick der Verwüſtung zu zeigen, den ſie in ihrem Freunde anrichteten; aber zuweilen tönt doch ein unterdrückter Schrei, ein Seufzer des Unmuths durch die Mittheilungen und verräth, was unausgeſprochen geblieben iſt. — Und was war dem armen ſchwachen Manne Erſatz für dieſe körperlichen und geiſtigen Leiden? Ein Brief von einem alten Freunde, der Beſuch eines Franzöſiſchen Literaten, ſeine jährliche Geburtstagsfeier, Abends eine Taſſe Thee unter guten und treu gebliebenen Freunden. So ſaßen ſie und er ſprach von Schiller, Göthe, Shakeſpeare, bis der Wächter zehn rief und die Freunde aufbrachen. Dann umarmte er ſeine alte Roſa und ſagte glücklich: War doch heute wieder ein trefflicher Abend! Was haben wir nicht durchgeſprochen? Und den folgenden Morgen diktirte er Roſa dieſe geſelligen Reſultate des Abends. So lebte der gute, kindlich-kindiſche Mann hin, bis unter unſäglichen Schmerzen der Todesengel kam und ihm die Augen zudrückte. Dürfte der perſönliche Antheil, den man an Schriftſtellern nimmt, entſcheiden, ſo würde Franz Horn einen der erſten Plätze im Pantheon verdienen; in literar-hiſtoriſcher Hinſicht aber muß man ſich der rührenden Einwirkung dieſes Buches erwehren und dem Dahingegangenen die Zukunft verhängend milde genug ſagen: Er hieß Franz Horn und hat den Guten, aber nicht den Beſten ſeiner Zeit genug gethan.

Digitized by Google

Bettina.

In Deutschland kann man gewiß sein, daß das Tiefste und Herrlichste mißverstanden und entstellt wird, ebenso, wie sich immer wieder Naturen finden, die dem Außerordentlichen sich mit unbegränzter Liebe zuwenden und das Tiefste immer noch tiefer ergründen wollen, als es entweder ist oder sich selber vorkommt. So ward Göthe mit barbarischem Hasse verfolgt, während Schubarth in ihm vergeht und Göschel die Bibel zerschneidet und sie blattweise in Göthes Werke als Paginazeichen, um eine Concordanz herzustellen, hineinlegt. Und während man dem alten Paulus in Heidelberg in Betreff Bettinens, die ihm im Conversationssaal (Stuttgart, 1837) nicht munden will, zurufen möchte:

Alles magst Du bezweifeln, Du alter Thomas; doch glaube
Mit andächtigem Sinn wenigstens an das Gedicht!

erheben sich in Frankfurt (Semiramis bei Schmerber 1836) und Nürnberg liebeglühende Herzen, die sich mit Schwärmerei in Bettinens Erscheinung vertiefen und ihr dadurch eine Huldigung zu bringen glauben, daß sie die

Digitized by Google

von ihr empfangenen Blumen zu metrisch geordneten Sträußen winden mit dem dürren Strohgeflecht solcher schematisirten Metren, wie sie Klopstock und Platen über ihre Gedichte setzten. Das Daumer'sche Werk, in welchem er Bettinens Briefe in Reime bringt, ist ein Buch der Liebe, tief und sinnig; aber es liegt ein eigener Pedantismus darin, den Versuch zu machen, ob sich Bettina nicht blos als beinahe Dichterin, sondern als ordentliche, vollendete erweisen lasse! Der gelehrte treffliche Mann hat nicht eher Ruhe, bis er das Schöne in seine Sprache übersetzt, die Blume in seinen Erdboden verpflanzt hat. „Es sind ja beinahe Gedichte, die Bettina geschrieben hat." Beinahe! In diesem beinahe liegt aber ihr eigenthümlicher Reiz, ihre musikalische Prosa, ihr Beben und Zittern und Wiegen des Tons, ihr Gazellenlauf und Taubenflug, ihre stylistische Schönheit. Warum soll das, was Styl ist, ein Gedicht werden? Warum soll die Blüthenkrone der Prosa, das Höchste in der Prosa, etwas allerdings Gefälligeres, aber Eingeschnürtes und Beiläufiges in der Poesie werden? Warum soll Bettina mit Gewalt eine Dichterin sein, und nicht ein großer, unübertrefflicher Stylist? Warum soll der Stylist nicht in seiner Art alle lyrischen Dichter übertreffen und bessere Gedichte in sich haben, als die, die Verse machen, aber keine schöne Prosa schreiben können! Nein, nein, das Daumer'sche Buch ist eine Versündigung an der Literatur; Bettinens Briefe müssen bleiben wie sie sind, Gedichte ohne Metrum, lieb-

Digitized by Google

liche Prairieen der proſaiſchen Schreibart mit diamantenem funkelndem Thau an den Grashalmen; die Größe, die ſie in der Rhetorik haben, würden ſie in der Lyrik verlieren. So kann die Liebe irre gehen. Daumer hat ein tiefgefühlendes Herz, ſeine Gedanken ſind nicht bloß hell von einer bedeutſamen, ihm längſt zuerkannten philoſophiſchen Reife, ſondern auch warm von einem ſtillen, mitempfindenden Buſen; ſeine Schrift giebt in den Anhängen ebenſo wunderbare Aufſchlüſſe über Menſchennatur, als ſeine Andeutungen über Dichterverſtändniß im Allgemeinen und das Bettinens im Beſondern; allein ſein Buch würde, wenn ihm eine andere als gemüthliche Wahrheit zum Grunde läge, die Literatur um eine klaſſiſche Errungenſchaft verkürzen.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV.

Romane.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verirrungen.

Wie können die Gracchen ſich über Aufſtand beklagen! ſagt ein lateiniſcher Vers, und vielleicht ruft ein Leſer nachſtehender Bemerkungen ebenſo aus: Wie kann der Excentriſche von Peripherieen, der Trunkene von zu haltenden Rändern ſprechen! Genug, unſre junge Literatur nimmt hie und da eine Wendung, die bedenklich iſt. Um neue Bahnen ſich zu öffnen, reißt ſie Myrthen- und Orangenhaine nieder; Bergſchluchten will ſie mit Fenſterkitt zuſammenlöthen; Apoſtel eines neuen Evangeliums will ſie ſein, und gleicht nur dem Schnupftuche des Paulus, in welchem er allerlei reine und unreine Thiere zuſammenzuneſteln träumte. Wenn ich jetzt von zeitgemäßen Poeſieen, von ſocialen Romanen, von neuen Stoffen und Situationen höre, wenn die neuen Dichter mit überwachtem Auge kommen, das Haar zerzauſt, Federn darin, gegen Himmel und Erde geſtikulirend; ſo wird ein Mann von Geſchmack bald geſtehen müſſen: Nie hab' er ſo viel Kopfſchmerzen gehabt, als ſeitdem man ſoviel vom Schmerz des Jahrhunderts redet.

Digitized by Google

Ja, es soll ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen! Noch mag ein Trauerflor um den Aequator gewickelt sein. Ja! Die alte Schlange der Poesie soll eine neue Haut haben, und die „Zerrissenen" haben Recht, daß sie nicht alte Lappen auf die Blöße nähen. Die Fragen des Zeitgeistes sind ernst und bedeutsam, zahllose Andromeden rufen, daß wir mit dem Perseusschwerte kommen und die Chimären des alten Wahnes durchstoßen. Prometheus ist an mehr als einen Kaukasus, an den Harz, das Riesen- und Fichtelgebirge, an den Kreuzberg in Berlin, den Mühlberg bei Frankfurt, an mehr als einen philisterhaften Kameelhöcker angeschmiedet; aber was werden nicht für Pasteten aus seiner Leber jetzt gemacht! Wie hackt man nicht das zu emanzipirende Fleisch zusammen, und macht Ragouts daraus, zu denen man statt Pfeffers Spaniol nimmt! Die Grazie, lehren die Alten, war bei jedem Götter-Accouchement mit im Olymp zugegen; nur Vulkan, fahren sie fort, wurde von der Juno geboren, als die Huldgöttin grade ausgegangen war. So mag der junge Feuergott unsrer neuen Literatur auch ohne Grazie aufgetreten sein und an einem Beine gehinkt haben; allein hat Vulkan dafür nicht in Zukunft Aphroditen heimführen müssen! Eure Scheinbilder von Huldgöttinnen, Eure Karrikaturen auf die Schönheit, Eure Liebe, die eine gewürfelte Schürze trägt, wo jedes Quadrat ein Symbol aus dem Zodiakus der Jahrhundertsinteressen enthalten soll; Eure Küsse, die sich wie Lawinendonner anhören

Digitized by Google

und wo ſich Liebende ſtatt Zuckerbrödchen, — was man den Petitmaitres der alten Schule laſſen durfte, — nun Granitblöcke, etwa vom Felſen von St. Helena, und ähnlichen zeitgemäßen poetiſchen Gebirgen in den Mund ſtecken! — ach, man wird die Sünden nicht für möglich halten, welche das Erlöſungs-Lamm unſerer neuen Literatur-Epoche alle auf ſich nehmen muß!

In Leipzig ſind erſchienen: Die Europamüden von E. Willkomm. Schon der Titel dieſes chaotiſch unſchönen bis zum Komiſchen tragiſchen Buches, verräth die Gedankenſphäre, in der es ſich umtreibt. Müde kann ich werden Deutſchlands; dann geh' ich nach Italien; Italiens, dann geh' ich nach England — werd' ich in Amerika finden, weſſen ich bedarf? Die Grauengeſtalten des Verfaſſers ſind des Chriſtenthums, der Liebe, der Freundſchaft, der Ehe, der Geſellſchaft, der Familie, des Staates, ſind aller Europäiſchen Verhältniſſe müde, und bieten in zwei Bänden ihre krankhafte Phantaſie und ihren verzerrten Witz auf, um uns ein „modernes Lebensbild" im Sinne einer Poeſie zu entwerfen, die vielleicht mit Recht die kühne Vorſtellung hat, in ihrem Schooße die Zukunft zu tragen. Ach, wie oft fühlt man geiſtige Verwandſchaft mit dem Verfaſſer; manches klingt befreundet, manches klingt gemeinſam; und doch — eine ungeheure Kluft trennt dieſe losgelaſſene Hölle von dem kühnen Gemſenjäger, dem muthigen Gedanken unſerer Epoche, der allerdings die höchſten Bergesgipfel er-

Digitized by Google

klimmen will; — aber nicht bis zum letzten Gefriers-punkt, wo alle Vegetation des Gemüths und Geschmacks aufhört.

Um eine Vorstellung von dem Buche zu geben: — Ein junger Mann, Ferdinand, besucht den Rhein. Auf dem Dampfschiffe (dessen Reise übrigens mit einigen geographischen Irrthümern beschrieben wird) lernt er einen Kölner kennen, Namens Bardeloh. Dieser ladet ihn in seine Wohnung, welche alsbald der Tummelplatz aller nur möglichen „zeitgemäßen" Verrücktheiten und Afterge-burten einer kindischen Phantasie wird. Bardeloh ist mo-dern, ein Charakter, der Muhamed und Fieschi, einen Byron und Alibeaud in sich vereinigen soll. Unfähig, das Licht der Wahrheit zu ertragen, umhüllt er sich mit dem mystischen Schimmer grüner Vorhänge, er hat Ni-schen in seinem Zimmer, wo ein geheimer Federdruck ei-nen Hochaltar von Todtenschädeln und Dolchen, und einer ewigen Lampe darauf, eröffnet. Um ihn her gruppiren sich Mönche, die von Sinnenlust toll geworden sind, pro-testantische Prediger, die über die Religion wie der rui-nirteste Blasé sprechen, Pietisten, die die Bibel durch ihre Citate lächerlich machen, ein orientalisch gekleideter Jude, von dem zweifelhaft gelassen bleibt, ob es nicht der ewige ist; ein wahnsinniger Dichter, ein wahnsinniger Violinspieler und zwischendurch einige Frauen, die diesen zeitgemäßen Jammer mitheulen, ein Knabe sogar, dessen drittes Wort ist: Vater, was ist denn das Civi-

lisationsgift?! Handlung entwickelt sich in diesem Fiebertraume nicht; nur europamüde Charaktere entwickeln sich mit einer uns das Herz abpressenden Weitläuftigkeit; sie gehen und kommen und ziehen lange grauenvolle Spuren von Phrasen hinter sich her, wie etwa folgende:

„Nun aber, sagte Gleichmuth, schlug mit der Kirchengeschichte sehr oft ein 2000jähriger Jammer sein wahnsinniges Gelächter vor mir auf, und alle Völker Europas wimmerten im Chor das Echo dieses entsetzlichen Wehs.“ — Ein andermal sagte Bardeloh: „Wann werden wir endlich aufhören zu stolpern? Gott im Himmel, laß uns doch nicht mehr stolpern, sondern kräftig, wie ein junger Löwe, umherspringen! Vielleicht macht das Alter die Amme blind. Dann wird sie sich freuen ihrer Ziehkinder, die Thaten vollbringen, um den Blinden des Abends, wenn sie ruhen, die Zeit durch Erzählungen zu vertreiben. Eine That, ach eine That, die ganze Welt für eine That!“ — Mardochai, der Jude, sagt anderswo: „Das Leben im Genuß sinnlicher Lust, ist's etwas anders, als die in heiliger Umzäunung verrückt gewordene Liebe? Mögen Sie's dem Menschen verdenken, daß er an der Natur sich erholen will, wenn ihn zuvor die Natur herabgewürdigt hat, durch Demuth zur Karrikatur des Hundes? Lieber Freund, ich finde Sie sind ungerecht! Harte Gesetze verlangen raffinirte Witze, um sie unschädlich zu machen. Besäße Ihre Kirche keine Wissenschaft der Moral, so hätten Sie keine Unmoral zu bekämpfen. Ohne Ascese gäb' es keinen outrirten Wollustgenuß.“

In dieser aus Schwulst und Gefühlsbeleidigung zusammengekeilten Sprache ist das ganze Buch geschrieben. Ueberall steckt es die Fahne des Zeitgeistes aus dem Fen-

Digitized by Google

ſter; immer ſoll der Nerve, in dem der Rheumatismus unſrer Epoche ſitzt, berührt werden. Und dieſe wilde Jagd wird in Köln, unter den Augen der Preußiſchen Regierung, durchgeführt. Was wird Herr von Bodelſchwingh ſagen, wenn ſolche Affencomödien im Düſſeldorfer Regierungsbezirke wirklich vorgefallen ſein ſollten! Anfangs glaubt man, Bardeloh und der Jude Mardochai werden gemeinſchaftlich eine Revolution ſtiften. Sie haben Tag und Nacht das Jahrhundert im Munde, ſie ſind bis zur Vogelſcheuche zerriſſen, ſie ſtehen in ihren Geſprächen immer mit Seſoſtris, Pythagoras und Chriſtus in Verbindung, Apparat wird aus allen Jahrhunderten, zuletzt ſogar werden Dolche und Masken haufenweiſe zuſammengetragen, und nun dazwiſchen die großen Redensarten, die verrückten Violinenſtriche, die St. Veitstänze, die wahnſinnig gewordenen Mönche; — man glaubt, daß entweder der Kölner Dom in die Luft geſprengt werden ſoll, oder Bardeloh und Mardochai ſich umzubringen, erſt aber noch irgend ein gekröntes Haupt zu erſchießen, gedenken. Weitgefehlt! Zwei Bände hindurch ſind wir auf der Tortur geweſen und in allen Knochen europamürbe geworden, und wozu alles? Zu einem Faſchingsſcherze! Die beiden großen Männer beabſichtigen einen Zug in der Faſtnacht, mit dem ſie die beſtehende Kirchenlehre, vielleicht gar das Chriſtenthum, verſpotten wollen. Herr von Droſte Viſchering würde ſchöne Augen gemacht haben; aber der Plan ſcheitert, die Eu-

Digitized by Google

ropamüden bringen ſich aus Aerger zum Theil um; zum Theil wandern ſie nach Amerika aus.

In einem geharniſchten Nachworte ſitzt der Verf. auf einem ſehr hohen Pferde, und beruft ſich, zur Rechtfertigung dieſer Gräuel, auf den Genius des Jahrhunderts und den tiefen, tiefen Schmerz ſeiner Zeitgenoſſen. Aber er vergißt, daß ein nicht kleiner Schmerz ſeiner Zeitgenoſſen auch darin beſteht, daß ihnen die Blumen der Poeſie von den bleiernen Gewichten, die Kinder daran hängen, zerknickt zu werden drohen; und daß ein Dichter, einer, der es ſein will, am Schluſſe einer phantaſtiſchen Erfindung heutzutage zu ſchreiben ſich erlaubt: „Wer von mir ein Kunſtwerk erwartete, der geräth in die Brüche!“ Mit dieſer Wendung iſt nichts ausgerichtet; das Buch bleibt eine Mißgeburt; die Leſewelt erſchrickt und die Kritik erklärt mit Bedauern, daß dies Ungethüm nicht einmal den Spiritus und eine Stelle im anatomiſchen Muſeum verlohnt.

Denn nicht bloß das falſche Zeitgemäße beleidigt in dieſem Romane, ſondern ein ſo ungeheurer Mißgriff, wie der vorliegende, verräth auch, daß der Verf. weder Dichter iſt noch Talent hat. Wer auf Stelzen geht, iſt kein Rieſe. Wer einige Taſten auf dem Clavier heftig anſchlägt, noch kein Pianofortespieler. Unſere literariſche Epoche iſt zu ernſt, als daß man noch immer ſagen dürfte: Mein Herr, Sie haben einen Fehler gemacht; aber Sie haben Talent! Nein, E. Willkomm hat nichts gemein

Digitized by Google

mit jenen großen Dichtern, die wie Lenz nie das Rechte getroffen, aber immer unser Auge geblendet haben. Eine beispiellose Unreife, die von den Zeitphrasen und von einem seltnen Talent zum Schwulst verdeckt wird, ist das Resultat über diesen Schriftsteller. Es schmerzt mich tief, es zu sagen; aber ich kann nicht anders. Dem Publikum muß angst und bange werden, wenn diese Art, die modernen Stoffe zu verarbeiten, nur irgendwo die leiseste Billigung finden sollte. Die Feinde nützen fast der guten Sache und die Freunde schaden ihr.

E. Willkomm hat Talent zum geistlichen Redner. Er würde gute Predigten halten; denn dort muß er seine Neigung zum Uebertreiben auf die Terminologie der Bibel beschränken. Alles Uebrige, was er sich angeeignet hat, ist Affectation, die das Eigne hat, daß sie Fieber ist und doch kaum mit einer Beschleunigung des Pulses verbunden zu sein scheint. Ich glaube, daß der Verf. dieser Europamüden, die von Fieberhitze glühen, der gesündeste Mensch ist und nie an Verdauung leidet. Die Phrase ist der gutwilligste Diener des Verstandes. Sie kömmt und geht, sie bäumt sich, sie verkriecht sich, sie ist eine Mücke, sie ist ein Elephant; wie man's will. Besäße Willkomm Poesie, so würde nicht jede Zeile, die er schreibt, so ungeheuer lange Beine machen. Alle die Fehler in der Anlage seines Buches können gemacht sein; aber wie würde sie ein wahrer Dichter verdeckt, wie würd' er sie übermalt haben! Hundertmal würde man

ſein Werk verwünſchen können, weglegen wollen, und hundertmal müßte man's wieder vornehmen und ſich geſtehen: ja, und doch liegt etwas Tiefes, Bedeutendes, Schönes neben all dem Leeren und Falſchen! Das iſt hier nicht der Fall. Wir ſtapeln immer in der Luft herum und werfen mit großen Worten um uns; keines davon verräth den ſinnigen, den feinen Dichter.

Wie die Form unbedeutend iſt, ſo auch die Charakteriſtik. Man kann im gewiſſen Sinne unwahr und doch ſo ſchön ſein. Unſere Romantiker, unſre Arnim und Brentano, wie oft faſeln ſie und wie liebenswürdig ſind ſie immer! Dieſer Friedrich mit der Geige, auf dem Krahnbalken, immer wahnſinnig, immer geigend, immer mit den Beinen baumelnd, iſt das ſchön, bedeutend? Nein, das Bild iſt häßlich. Dieſer tolle Ball, wo alles raſ't und tobt, wo der Mönch mit ſeinen Ketten klirrt, Friedrich den Paganini macht, der dumme Knabe Felix „mit dem Finger in die Augen der Andern ſpielend bohrt" nein, hier iſt Puppenſpiel, hier fehlt nur Bajazzo noch! Die Idee, daß vorzugsweiſe ein Jude Chriſten zur Unſittlichkeit verführt, kann wo paſſiren, iſt aber poetiſch unwahr und unnatürlich; und welch ein Wohlgefallen, Wahnſinnigen ſo entſetzlich viel Worte in den Mund zu legen. Shakeſpeare läßt im Lear einen Wahnſinnigen nicht mehr ſagen, als: Tom friert; aber Willkomm legt ſeinen Narren ellenlange Reden in den Mund und ſcheint auf die Kraut- und Rübenmiſchungen derſelben,

Digitized by Google

wie auf etwas Genialiſches, ſtolz zu ſein. Stellt' ich mir die Scene, wo Mardochai als Rabbiner zu Gleichmuth kömmt, der wahnſinnige Caſimir als Harlekin, der wahnſinnige Friedrich mit ſeiner ewigen Geige, im Bilde vor — wie ängſtlich wäre das! Es wäre ſo gräulich, als ſpränge Göthes Homunculus aus der Flaſche, hätte die Augen zu, taumelte im Zimmer herum, ſetzte ſich einen Treſſenhut auf und wollte auch ein Menſch ſein! Bei unſern Romantikern kommen ſolche Embryonenaktus genug vor; dann iſt aber, wohlverſtanden, die Drapperie und Situation des Ganzen mährchenhaft und wunderlich gehalten; aber hier ſind wir in Köln, ſind mitten im Strome der Zeit, mitten auf dem Markte des Tages und ſchreiben im Buche: 1834! Doch auch dieſen civiliſirten Boden vergißt der Verf. überall. Am Schluß des Buches benehmen ſich die im Bardeloh'ſchen Hauſe gebetenen Kölner wie der Griechiſche Chor, oder wie die Juden im neuen Teſtament: Steinigt ihn, faßt ihn! „Unten tobte die Menge" ſchreibt der Verf. in aller Gutmüthigkeit, „Sie wollte den Mörder zerreißen" u. ſ. w. Und auch dieſer Umſtand iſt einzig, daß Bardeloh nichts als Pietiſten ladet. Pietiſten in Köln! Der gute Schüler Krugs und der rationaliſtiſche Candidat der Theologie blickt noch immer durch Alles, was dieſes Buch über Klöſter und Pietismus zum Theil fabelt, wenn auch ſehr gut meint. Auch möcht' ich den jüdiſchen Vater ſehen, der ſeinen Gäſten einen Vorhang wegzieht und dahinter

seine Tochter erblicken läßt, die sich erhebt und als Bajadere die Cither spielt und ein Elfensolo tanzt! Ein jüdischer Vater!

Willkomm ist mir, wie Einer, der noch nie geliebt hat, den aber ein unbändiger Reiz verzehrt, dem er wieder den Muth nicht hat, die Zügel schießen zu lassen. Seine Phantasieen haben Aehnlichkeit mit denen seiner Mönche, die ihren Geschlechtstrieb unterdrücken müssen. Diesen Eindruck wird das ganze Buch auf den Leser machen, aber auch beweisen, daß E. Willkomm eigentlich nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Hat er nöthig, dem Genius seine Unschuld als Opfer zu bringen? Seinem Genius? Nein, Nein! er soll bei der Tugend und bei seinem reinen Herzen bleiben. Denn zwäng' er sich die Unsittlichkeit ab und tobte die versteckten Triebe, die in seinem Buche sich regen, aus; er würde nicht die poetischen Vortheile davon haben, die Byron, Göthe, Georg Sand von den übersprungenen Schranken der Sitte haben; er ist wahrlich nicht Dichter genug, um ohne Schaden ein Sklave seiner Sinne zu werden. Er wahre seine Unschuld, pflege seine gesunden, frischen Wangen, grüble nicht über das „Civilisationsgift" und gebe die Poesie auf; — wenigstens diese „zeitgemäße."

Mit wahrhaftem Bedauern müssen wir an Vorstehendes einen Schriftsteller anreihen, welcher seit einigen

Jahren unter dem Namen Fr. Clemens aufgetreten ist und eigentlich Gerke heißt. Clemens hat mehr Talent, aber nicht die Bildung wie Willkomm, wenigstens combinirt er besser, wie dieser. Nur hat Willkomm mehr Adel, als Clemens, der seine niedrige Sphäre und den literarischen Emporkömmling, wie wir bald zeigen werden, zum Mißkredit der neuen Literatur, nicht verläugnen kann. In der Gefahr, die ihre Schriften der wahrhaften Entwickelung unserer jetzigen Literaturaufgabe bringen werden, sind sie sich beide gleich, wenn auch mit dem Unterschiede, daß Willkomm mehr den Geschmack, Clemens die Sitten beleidigt. Es sollte Fanatismus bei uns Jüngern werden, diese widerlichen Entstellungen unsers modernen Prinzipes zurückzuweisen, und die Abentheurer vor dem Erfolge ihrer gewagten Streifzüge zu warnen. Ich schätze Herrn Clemens wie Herrn Willkomm; aber der Weg, auf dem beide in ihren Schriften wandeln, ist eine Sünde gegen den heiligen Geist der Literatur.

Diejenige Erscheinung, welche uns mit Entsetzen vor einer so traurigen Wendung unserer neuen Tendenzen erfüllt hat, ist ein Roman von Clemens: Bei Nacht und Nebel. Diese Schrift will auch eine Opferflamme auf dem Altare der Ideen sein, und sie kömmt uns vor, wie Spiritus, den man unheimlich in einem Teller anzündet. Das Excentrische in diesem Roman ist nicht wie bei Willkomm, der Irrthum eines Gemüthes, das sucht,

Digitized by Google

aufstrebt, sich erheben will; sondern die raffinirte Träumerei einer geistig reduzirten Ermattung. Man kann einem Willkomm seinen poetischen Irrsinn vergeben; denn es ist die pure Unschuld, die pure Unfähigkeit, sich selbst zu beurtheilen, die Willkomm über das Erlaubte hinausjagt; bei Clemens aber mischen sich, mit Schmerz muß ich es gestehen, in die Berufungen auf den Zeitgeist gewisse ordinäre Elemente ein, die stark, höchst grell sein müssen, weil ich sie sonst verschwiegen haben würde. Ich werde aber nichts verschweigen; denn die Idee soll nicht entweiht, die Fahne unsrer jungen Literatur nicht besudelt werden

Ich lasse mir den Hautgout in der neuen Literatur, das vorzugsweise Modernpikante, ja selbst das unsre Sitten Beleidigende gefallen, wenn es aus einer bedeutenden originellen Anlage, aus den Gährungen eines genialischen Kopfes entspringt; aber verwerflich ist es, wenn es mit Gewalt, durch das Gelüst, originell und neu scheinen zu wollen, an das Triviale, Gewöhnliche oder gar Gemeine angekuppelt wird. In Clemens liegen zwei Elemente, die wie Oel und Wasser sich nicht vereinigen wollen, zwei grelle Widersprüche, die sich einander ausschließen. Auf der einen Seite ein schönes Streben nach Unabhängigkeit, Sinn für Höheres, Verständniß der Aufgaben, die unsere Zeit zu lösen hat: und auf der andern eine ungeheure Trivialität mit dem erdigen Beigeschmack des Gewöhnlichen. Dort Opferduft, hier Tabacksqualm.

Digitized by Google

Dort idealiſcher Anflug, hier Langbein, der gewöhnlichſte Jokus. Wie Georg Sand und Langbein zu verbinden möglich iſt, zeigt dieſe Mißgeburt: Bei Nacht und Nebel. Ich will von der Unbeholfenheit nicht ſprechen, mit der Herr Clemens die Sprache handhabt — er iſt ein Naturdichter — nicht von den platten Redensarten, wo er ſtatt: ich denke, immer ſchreiben muß: Es iſt mir der Gedanke zugekommen, oder: es iſt mir zu guter Zeit in den Sinn gefahren u. ſ. w.; aber ſchon ſeine Weitläuftigkeit, ſeine entſetzlichen Längen, dieſe redſelige, jokoſe Suade, die in ſeinen Darſtellungen herrſcht, iſt nichts Urſprüngliches, Friſches, Prädeſtinirtes; ſondern nur Ausgeſchriebenheit und ein Wohlgefallen am Ordinären, das ein Dichter, der zeitgemäß ſein will, nicht haben darf. Unläugbar finden ſich einige hübſche Stellen in ſeinem Romane z. B. der Tod des Studenten, das Kind im Torniſter des Schneiders, der todte Hauslehrer im Leichenzuge ſeines Mörders — reizend gedachte Momente — aber gleich werden ſie entweder durch eine Kopfabſäbelungsfrazze oder durch die ordinär witzelnde Schreibweiſe verdorben. Die Perſonen des Herrn Clemens gehen nie, ſondern ſegeln immer ab. Die unaufhörlich wiederkehrende Partikel: einigermaßen iſt im höchſten Grade ordinär; ſo oft ſie Herr Clemens gebraucht, iſt es mir, als wären wir in der alten Studentenkneipe und einige unter uns „bedeutend angetrunken.“ Wenn man das Höhere im Auge hat, dann kämme, waſche man ſich,

Digitized by Google

und laſſe Langbein und Laun und Müchlers Polterabendſcherze hinter ſich!

Indeſſen würden alle dieſe Bemerkungen von mir nicht ſo grell hingeſtellt werden, wenn nicht dieſer Roman: Bei Nacht und Nebel eine heilloſe Beleidigung für den Genius der Dichtkunſt wäre. Ja, immerhin mag Herr Clemens einen Roman geſchrieben haben, in welchem ein Hermaphrodit die Hauptrolle ſpielt, (denn darum handelt es ſich) wenn er nur nicht verlangte, daß an dieſen gräßlichen Conflikten der Sinnlichkeit und des Unſinnes zwei Engel ſtehen ſollen, die dazu die Fackeln, mit dem griechiſchen Feuer der Ideen angezündet, tragen, wenn dieſer abgekitzelte Erguß ſeiner Phantaſie ſich nicht für die Befruchtung eines höhern Geiſtes ausgäbe! Möge Emerentius Scävola ſein Publikum finden, möge einer kommen und Zwitter zu Romanhelden wählen, Marquis de Sade wird immer noch abgeſtorbene Leſer finden, denen ſeine Juſtine pikant iſt; nur den Zeitgeiſt, das Jahrhundert, die ſozialen Fragen, die neue Poeſie, die junge Literatur und dieſen, in Eurem Munde lächerlich werdenden Krimskrams laſſet bei Seite, und überredet die Menſchen nicht, daß romantiſirte Hermaphroditen jene hohen Geſtalten wären, mit denen jetzt die Phantaſie der Dichter ſchwanger gehen ſolle! Sind Verführungsſcenen nicht zu vermeiden, ſo führt ſie wenigſtens nicht am Hochaltare auf! Das Jahrhundert ſollte den Clemensſchen Hermaphroditen verlangt haben? Es ſoll nicht unverant-

Digitized by Google

wortlich ſein, daß ein Dichter ſich erlaubt, eine Brautnacht zu ſchildern, wo eine eben projektirte Blutſchande nur dadurch gehindert wird, daß der Bräutigam aufſchreit: Allmächtiger Gott, ſie iſt ein Zwitter! und daß er dann dem vor Entſetzen taumelnden Leſer unter den Arm greift, ihn auf eine Bank unter den Fenſtern des Brautgemachs zieht und ſagt: Siehſt Du, Kamerad, Du biſt ſpröde, Du verſtehſt den Wind nicht, der jetzt in den deutſchen Eichen weht; Du ahnſt nicht, daß ich Dir hier ein Bild aus dem Zeitalter „der Bewegung" gegeben habe u. ſ. w. Dies geſchieht wörtlich in dem Romane und der verdutzte Leſer bekommt von dem falſchen Propheten noch obenein die Nachtmütze des Philiſters auf den Kopf. Iſt dies Alles glaublich? Und, iſt es wahr, empört es nicht?

Nachdem der ſo ſchmählich betrogene Liebhaber in dem Hermaphroditen ſeinen Irrthum eingeſehen, verliebt er ſich in ein wildes Waldmenſch, das lebendige Kaninchen frißt, auf den Bäumen ſchläft und auf allen Vieren kriecht. Dieſe Idee iſt humoriſtiſch genug; denn was konnte nun noch über eine Zwitter-Braut gehen! In dem nächſten Roman des Herrn Clemens werden wir wahrſcheinlich erzählt erhalten, wie irgend ein Ardinghello der neueſten Schule ſich in eine Ziege verliebt, oder irgend eine Dame in einen Schimmel, und an den Stellen, wo ſich dieſe Sodomitereien etwas erholen müſſen, werden denn wohl zur Erläuterung „Manifeſte der Vernunft"

Digitized by Google

proklamirt, und die „Bilder von Sais" entschleiert werden.

Sollte Herr Clemens zu der Einsicht kommen, daß es in unserer Literatur viele Lücken giebt, und doch nicht solche, die man mit blasphemischen Zoten ausfüllen darf; sollte es möglich sein, daß er den Gebildeten nicht zu gewöhnlich, und den Gewöhnlichen nicht zu hoch schreibt; sollte ein Strahl von Oben ihm eine edlere Erleuchtung und Aufklärung über seine etwaigen Mittel geben; so erlaube ich mir, ihm noch einige Rathschläge zu schenken. Es ist viel von einem Unstudirten, von einem Naturtalente, (oder, wie soll ich die Präzedentien des Herrn Clemens bezeichnen!) sich so aufzuschwingen, daß er dem Staat und der Kritik Besorgnisse einflößt, daß er überhaupt in die Lage kömmt, so stark zu irren, und das äußere Geschick hat, den Irrthum in eine gewisse Form zu gießen; allein, dann muß man auch nicht mit dieser Ueberhebung über seinen bürgerlichen Beruf kokettiren. Man muß bei seinen Büchern nicht vorne sagen, daß sie eine neue Bahn einschlagen wollen! Man muß nicht so ungeschickt oder so eitel sein, daß man seine Erzählung immer unterbricht und sagt: so machen es andere Novellisten, so aber mach' ich's! Man muß, wenn man mit sich zufrieden ist, nicht schreiben: Was war dies? und damit sagen wollen: War das nicht außerordentlich? Muß ich das euch nicht erst wieder verständlich machen? u. s. w. — „Das entschleierte Bild zu Sais," aus der

Digitized by Google

Feder deſſelben Schriftſtellers, bringt dieſe Romanfrazzen nicht; es ſind philoſophirende Betrachtungen, die der Verfaſſer anſtellt (doch nur, um ſich über Gott klar zu werden); allein auch hier herrſcht dieſelbe Eitelkeit, die gleich den erſten Satz des Buches ſelber für ein Paradoxon ausgiebt! Kein Schriftſteller darf in dieſem Grade Kritiker, und nun gar Bewunderer ſeiner ſelbſt ſein! Auch bedenke Herr Clemens dies: Von der Materie können wir nicht laſſen; aber Gold iſt Materie und Lehm iſt es auch. Von dem Irdiſchen entfeſſelt ſich kein Genius; wohl aber jedes Metall vom Erdigen, von der Schlacke! Willſt Du groß ſein, ſo ſei ſtolz; und ſtolz iſt man nur, wenn man für Vieles blind iſt. Wenn Herr Clemens die größten Dinge im Auge hat, ſo flattert das Gemeine immer um ihn her und neckt ihn. Die großen eiſernen Handſchuhe mühen ſich ab, Fliegen zu erlegen. Ein ewiger Kampf mit dem Erbärmlichen ſtört den zuweilen angenehmen Effekt der Darſtellung dieſes Dichters. Spricht er von der heiligen Poeſie; ſo fallen ihm die Dutzendverſler ein. Spricht er vom Genie, ſo denkt er an jene Karrikatur, die er in ſeinem Stück: die Auswanderer in Schneidewind aufgeſtellt hat. Spricht er von Gott, ſo ärgern ihn die Pietiſten — kurz, nach allen Seiten hingezogen, und vom Olymp immer wieder in den Müllkaſten fallend, fehlt ihm die oceaniſch klare, ebenmäßige Wellenbewegung der Bildung, und mit dieſem Mangel auch der Beruf, über Gott, Freiheit und

Digitized by Google

Unsterblichkeit für das Publikum zu schreiben. Was ihm neu scheint, ist es Andern nicht. Die Art, wie man sich klar wird, kann man Andern nicht auch anbieten. Relativ, für den, dem des Herrn Clemens Bildung ein Problem ist, haben seine dillettirenden Philosopheme einen Werth. Der Lesewelt jedoch hätte der Verf. eine solche Neugier nicht unterschieben sollen. — Sollten Herrn Clemens' schriftstellerische Bestrebungen, etwa auf der Bühne, einen glücklicheren Erfolg haben; wir würden die Ersten sein, die es gern bestätigten, wenn sie ihn verdienen.

Die Absicht dieses Artikels soll den Prüfenden in der Literaturwelt ein Beweis sein, daß die junge literarische Generation wohl die Gränzen kennt, innerhalb deren sie ihre Aufgabe zu lösen hat.

Digitized by Google

Strickstrumpf-Kritiken.

Diese werden künftig von meiner Tante geliefert werden. Meine Tante ist eine Dame, die im Leben so allein dasteht, daß man sich erklären kann, wie sie Zeit findet, alle möglichen Romane der Welt zu lesen. Sie hat mehrere der bedeutendsten Leihbibliotheken schon so vollständig in ihr Gedächtniß aufgenommen, daß sie durch nichts glücklicher werden konnte, als einen Neffen, der nicht nur selbst Romane schreibt, sondern als Kritiker auch in der Lage ist, immer ein kleines Gebirg von neuesten Romanen auf seinem Schreibtisch zu haben. Wenn ich nur wüßte, sagte sie mir oft, wie ich dir meinen Dank für deine unermüdliche Gefälligkeit, mir die schönsten, neuesten Romane zu leihen, abstatten soll? Lassen Sie das gut sein, liebe Tante, pflegte ich früher zu sagen; Sie leisten mir schon einen wesentlichen Dienst, daß Sie alle diese neuen Schriften aufschneiden und mir dadurch ein sehr lästiges Geschäft ersparen. Indessen bin ich jetzt auf eine andere Art gekommen, mir die Leselust meiner guten Freundin

Digitized by Google

ersprießlich zu machen. Ich will sie in die Zahl meiner Mitarbeiter aufnehmen. Sie soll mir nicht blos das Geschäft, die mir eingesandten Romane aufzuschneiden, sondern auch das noch lästigere, sie zu lesen, ersparen. Eine Frau, die die ganze Literatur von Lafontaine bis auf G. Sand verfolgt hat, muß sicher ein Urtheil haben; und meine Tante hat eines. Sie kann mit den wenigen Worten: Das Buch spannt — das Buch ist langweilig — den kritischen Probierstein aller Unterhaltungslektüre nicht richtiger treffen. Sie sagt mir, wie viel Ueberraschungen, unerwartete Schicksalsschläge, wie viel unglückliche Ehen und zerrüttete Familienverhältnisse, wie viel undankbare Söhne und wie viel leichtsinnige Töchter in einem Romane vorkommen und der Werth desselben, vom Leihbibliothekenstandpunkte, wird bald entschieden sein. Meine Tante ist, ohne frivol zu sein, doch nicht spröde. Sie sagt mir oft, daß eine in der Lektüre alt gewordene Erfahrung nicht zu strenge Sittenrichterin sein dürfe; denn die Schilderung des Lebens, wie es sein sollte, wäre die langweiligste von der Welt. Meine Tante haßt nur nichts, als zu lang ausgesponnene Reden und Reflexionen. Sie behauptet, daß sie sogenannten Maler-Dichter- und musikalischen Novellen, ja selbst den neuern allzu reflektiven Bewegungsnovellen keinen Geschmack abgewinnen könne. Stoff, Stoff! ist ihre erste Forderung; Wahrscheinlichkeit! ihre zweite. Romane, in denen Tagebücher, Gedenkblätter, Aphorismen

Digitized by Google

u. dgl. m. mitgetheilt werden, sind ihr in den Tod verhaßt. Dies ist sicher sehr oberflächlich geurtheilt; indessen sind die Oberflächlichen doch einmal da, und die Buchhändler verbinden sich mit Schriftstellern, für das Bedürfniß derselben zu sorgen, und schicken ihre Bücher an kritische Anstalten, die in der abscheulichen Nothwendigkeit sind, sie nicht nur zu beurtheilen — das ginge noch — sondern sie auch zu lesen. Hier ist es, wo mir meine Tante helfen wird. Sie soll — und sie wird es — ihre schlichte leihbibliothekarische Ansicht über die Prachtwerke von Belani u. s. w. aussprechen und ich werde mir erlauben, sie so einfach wieder zu geben, wie ich sie vernommen habe. Meine Tante ist ganz verschämt, indem ich ihr die sie betreffenden Stellen dieses Artikels vorlese; sie bittet das Publikum, Nachsicht mit ihr zu haben; denn das hätte sie nicht geglaubt, in ihren alten Tagen noch gewissermaßen gedruckt zu werden. So eben schüttet sie einen ganzen Reticül voll Belletristik aus; hören wir, wie ihr das Eine oder das Andre gefallen hat.

Erstens: **National-Bilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen. Von Ludwig Frei.** Breslau, Leuckart. — Die Tante sagte: Charmant! Weiter nichts? frug ich. Charmant! antwortete sie. Ja, mit dieser Kürze, liebe Tante, mußte ich entgegnen, ist keinem Menschen gedient. Ganz charmant! wiederholte sie. Also weiter nichts? — Ist das nicht genug? — Freilich wohl; aber Ihre kritische Sprache ist doch verdammt lakonisch. Ließe

ich das z. B. drucken, alle Leute würden sagen: Ich hätte das Buch nicht gelesen. Sie haben es freilich gelesen. Glauben Sie mir, fiel die Tante ein, das Buch ist charmant, kleine Novellen, alle aus dem wirklichen Leben, bischen crass Einiges, Anderes etwas frivol, schad't nichts, Schluß doch moralisch, nein, wirklich, ich finde, die Franzosen und Engländer treffen's immer hübscher, als so ein gewöhnlicher Deutscher; freilich Spindler! Hier verklärte sich das Auge meiner Tante und blickte mit einem Schmelzgen Himmel, der mich auf Spindler sehr neidisch machte. Ich brach ab und zog ein Anderes hervor.

Heloise von Sault. Nach dem Franz. von Fanny Tarnow. Drei Bände. Bunzlau, Appun. — Drei Bände! rief ich aus. Und alle durchgelesen, fiel die Tante ein, und sehr davon contentirt! Die arme Heloise! denken Sie sich, alle ihre Verwandte verliert sie durch die Pest, so daß sie mit ihrer Schönheit ganz allein dasteht und nach vielen spannenden Verfolgungen und prächtigen Rettungsscenen sogar als Hexe angeklagt wird. Nein, es spannt ungeheuer und endet sich zu allgemeiner Zufriedenheit. Das Buch müssen Sie loben. — Nun, sagte ich, liebe Tante, ich bin schon froh, daß Sie es nur gelesen haben, und daß das Publikum nicht Ursache hat, sich über die Ungründlichkeit meiner Mitarbeiter zu beklagen. Gesetzt, ich tadelte das Buch; glauben Sie, daß Fanny Tarnow darum weniger schreiben wird? Als die Tante schwieg, griff ich nach einem neuen Werke:

Digitized by Google

Eine geniale Frau. Nach Brisset von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. — Wie betroffen war ich, als meine Freundin statt ein Urtheil auszusprechen, bei diesem Buche weinte! Lange währte es, bis sie sich erholte und mir folgenden Beitrag für den Telegraphen gab: „Dieser Roman schildert recht, was Frauen und was Männer sind! Ach, diese Cornelia ist so gelehrt, wie ein Professor, sie hat so viel Geist, daß es zum Erschrecken ist und wen liebt sie! Einen Mann, der ihrer nicht würdig ist; schon weil er nicht die Hälfte von dem, was sie gelesen hat, kennt; ja er läßt sie ihr Genie sogar entgelten und sie, aus Liebe zu ihm, stellt sich weit dümmer, als sie ist; denn sie ist merkwürdig klug. Und nun geht das sehr spannend und angenehm mit ihrem Unglücke fort, bis sie sich auf eine Art rächt, die ihrem Herzen Ehre macht. Napoleon kommt auch darin vor. Cornelia stirbt sehr rührend; Arthur heirathet Anais und wird Homöopath, was ich an dem Romane nicht billigen kann und was beinahe auch mein ganzes Urtheil umgestoßen hätte, da ich keineswegs für die Homöopathie bin." Ich schwieg und dachte: Du druckst ihr Urtheil, klingt es auch, wie eine Satyre auf die Kritik mancher Blätter. — Befangener werd' ich, daß ich auch über nachfolgenden Roman, statt diesen selbst zu beurtheilen, die Ansicht meiner Tante gebe:

Der Uskoke. Roman von G. Sand. Uebersetzt von Diezmann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1838. — Sollte es aber nicht interessant sein, grade über G.

Digitized by Google

Sand die Ansicht einer Frau zu hören, die Lafontaine, Schilling, Walter Scott und Spindler verschlungen hat! Sie sagte: „Das Buch ist craß; aber so ungeheuer interessant, daß man platterdings nicht aufhören kann, sondern es durchlesen muß, bis zu Ende, wenn Einem auch die Haare zu Berge stehen.“ Kann ein Roman günstiger beurtheilt werden? Gäbe nicht Mancher seine ganze Ehre, Mitarbeiter der Abendzeitung zu sein, dafür hin, wenn man einer seiner langweiligen Erzählungen ein so zweideutiges Lob ertheilte? Wie sehr übrigens in diesem Romane der Sand das Schauderhafte aus einer poetischen Consequenz als organische Nothwendigkeit sich ergeben müsse, ersah ich aus dem Urtheil, welches meine Freundin über

Anton. Roman aus dem Franz. von F. Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1839. — fällte. Sie sagte: „Auch der Roman ist craß, aber Alles ganz mit den Haaren herbeigezogen. Anton ist ein Fischerknabe, rettet einen jungen Adligen, verliebt sich in dessen Schwester, folgt ihr nach Paris, als sie sich verheirathet ꝛc. Zuletzt wird ihm von seinen Feinden sein ganzer Körper zerschnitten und er stirbt in einem Lazareth.“ Mein Gott, frug ich, das ist Alles? Keine höhere Idee bei der Geschichte? Ach, sagte die Berichterstatterin, Anton ist ein recht hübscher Charakter. So, so — das sollte die höhere Idee sein. Jetzt kommen wir an etwas Deutsch-Originales:

Digitized by Google

Hof und Bühne. Novelle in drei Bänden. Von H. E. R. Velani. Leipzig, Taubert 1838. — Nun, ſagte meine Freundin, das iſt die Geſchichte eines Schlangenmädchens, die — Eines Schlangenmädchens, fiel ich ein, die zuletzt Schauſpielerin wird? Das wäre ja die Geſchichte der Dem. Peche in Wien, die der berühmte Bühnen- und Frauenkenner A. W. von Schlegel in Cöln als Schlangenjungfrau antraf und ihr das bekannte offene Billet an alle Deutſchen Rezenſenten gab? — So? antwortete die Tante, unwillig über die Unterbrechung; allerdings wird ſie Schauſpielerin, ein Fürſt verliebt ſich in ſie und zuletzt entdeckt es ſich, daß ſie eine Polniſche Gräfin iſt. Der Fürſt hätte beinahe die Liebe ſeiner Unterthanen verſcherzt, allerhand Intriguanten drängen ſich zwiſchen ihn und ſein Volk, aber das Schlangenmädchen hilft ihm ſeine Popularität wieder gewinnen. Iſt recht amüſabel erzählt. Horribel aber dies:

Sidonia. Macht des Wahns. Novelle von Velani. Ebendaſelbſt. — Nein, ſagte meine Tante, wie kann man ſo verwünſchte Grauſamkeiten erzählen! Dieſe Sidonia wird für eine Hexe gehalten, kommt auf die Folter, und wenn man ſie hat neunzig Jahre alt werden ſehen, muß man noch das Unglück erleben, daß ſie Einem vor ſichtlichen Augen verbrannt wird. Pfui, der Roman hätte mir den Geſchmack an „Sittengemälden" ganz verderben können. Nun, und dieſer? frug ich und holte hervor:

Die Freunde. Aus dem Schwediſchen von Eichel. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1838. — Ach, ſagte meine Freundin: langweilig! Eigentlich, ei ja, recht hübſch, aber doch langweilig. — Ich begriff dieſen Widerſpruch nicht. Nun, meinte ſie, die Geſchichte der beiden Freunde und der Mädchen, die ſie lieben, und die zuletzt zwei Schweſtern ſind, iſt an ſich ganz nett; aber — aber Sie meinen vielleicht, fiel ich ein, die Schwediſche Verfaſſerin hat eine gewiſſe Breite, eine gewiſſe Geſchwätzigkeit, ſie iſt ein bischen fade, wie alle Scandinavier in der Literatur, etwas milchig, breiig, umſtändlich, provinziell? Ganz Recht; ſagte meine Freundin, du haſt eine merkwürdige Divinationsgabe; ich glaube, du brauchteſt die Bücher gar nicht zu leſen, und könnteſt ſie doch rezenſiren. — St! Nimmermehr, fiel ich ein; liebe Tante, das ſei ferne von mir! Dafür arbeiten Sie jetzt am Telegraphen mit; Sie ſollen die Bücher leſen und beurtheilen; den ganzen Leihbibliothekenkram überlaſſ' ich Ihnen. Sie ſprechen populär; Sie drücken ſich ſo aus, wie's die Leute gern haben, kurz, bündig, ohne viele Umſchweife, Sie nennen die Dinge gleich beim rechten Namen. Langweilig oder nicht, das iſt die Frage, worauf es den Verlegern, die mir Bücher zuſenden, doch eigentlich blos ankommt.

Der Schwediſche Roman war der letzte, der in dem Pompadour ſteckte. Ich füllte ihn mit einer neuen Ladung der neueſten Romane und werde in einigen Wo-

Digitized by Google

chen' eine Fortsetzung dieses kritischen Strickstrumpf-Feuilletons liefern, wenn meine neue Mitarbeiterin die Bücher erst wird gelesen haben. Ich hoffe doch, daß Niemand mir diese Berichte so auslegt, als wollt' ich die Deutsche belletristische Industrie damit zum Besten haben?

Digitized by Google

H. König.

Ich habe Königs neuen Roman: Williams Dichten und Trachten, gelesen. Sicher steht er höher als die „Waldenser;" doch die „hohe Braut" erreicht er nicht. Das Gemälde des William ist einfacher, weniger bunt und abwechselnd, als die hohe Braut. Wenn ohnehin schon die Französische Revolution einen weit belebteren Hintergrund darbietet, als das Zeitalter der Königin Elisabeth, wo schon die steife Etiquette der Reifröcke im Anzuge war und Fischbein jede Bewegung zu hindern anfing, so mußte der Reiz der Abwechselung hier durch eine Tugend des Verfassers noch mehr geschwächt werden, nämlich durch seine Gewissenhaftigkeit. Sein Roman gründet sich auf Studien; er läßt seine Helden sich in keiner fiktiven Topographie ergehen, er wirft sie nicht in Situationen, die den Sitten der Zeit widersprechen. Wenn Shakespeare sein Haus verläßt und sich ein Rendezvous giebt, so sieht man, daß der Verf. dabei immer einen Blick auf die Karte

Digitized by Google

warf und London in seiner alten Zeit studierte. Baco, Esser, die Königin; alle dürfen sie auf historische Wahrhaftigkeit Anspruch machen; sie reden und benehmen sich, wie es die Geschichte verlangt. Durch diese Gewissenhaftigkeit wurde die Phantasie des Vfs. gehemmt. Was seine Zeichnung an Richtigkeit gewann, verlor das Colorit an Farbe und Abwechslung.

Schon in dem etwas vaguen Titel liegt es ausgesprochen, daß König, als er an dies Werk ging, etwas allzu Allgemeines im Auge hatte. Shakespeare ist der Held seiner Dichtung, und nicht etwa eine Episode Shakespeares, sondern der ganze Shakespeare; Shakespeare, ehe er als Direktor am Globus-Theater ein solider und gesetzter Mann wurde. Solche Schilderungen der allgemeinen Entwickelungsgänge berühmter Dichter sind aber ungemein klippenreich, und ich weiß nicht, König kömmt zwar in dem Hafen glücklich an, nicht aber ohne bedeutende Havarie. Das soll nun Shakespeare sein, dieser William! Er ist es, er ist es aber auch nicht. Ein großer Dichter regt durch seine Werke unsre Phantasie zu großartig an, als daß nicht Alles, was Andre wieder von ihm zu dichten wagen, uns kleinlich erscheinen müßte. Eine Episode vom Leben des Cervantes, Calderon, Camoens und Tasso gebt uns; nur keinen Entwickelungsroman; es scheint mir anmaßend, solche Geister entwickeln zu wollen. Denn entweder giebt man sie bedeutend kleiner wieder, als Gott sie geschaffen hat, oder

Digitized by Google

man verfällt in den Fehler dieſes Romans von König, man mgcht ſie zu pretentiös. Shakeſpeare war ohne Zweifel ein ganz Anderer, als ihn König ſchildert.

Aber auch darin kann man Nachſicht haben, wenn nur dies Andere eine gewiſſe Gleichartigkeit mit unſern Vorſtellungen von dem Dichter nicht verläugnet. Ich finde aber, daß König uns ſelbſt das Spezifiſche an Shakeſpeare nicht richtig wieder gegeben hat. War denn Shakeſpeare, ſo wie dieſer William, ſeiner poetiſchen Kraft ſich bewußt? Sprach er ſo viel von der Theorie und von dem, was er Alles noch vorhätte? Göthiſirte Shakeſpeare ſo ſtark, wie dieſer William; ſtellte er ſich gegen ſeinen Gönner Southampton ſo hin, wie Taſſo gegen Alphons von Ferrara? Läßt der ächte Shakeſpeare ſoviel Beziehungen zu Varnhagen von Enſe zu, wie dieſer William? Würde der ächte Shakeſpeare eine ſo ſtarke Hinneigung nach Berlin, nach den ſogenannten „geiſtreichen Kreiſen," endlich nach der Ehre gegeizt haben, Mitarbeiter des „Freihafens" zu werden? Ich will es nur gleich geſtehen, Königs Roman hat einige Schwächen, die menſchlich ſind, andre aber, die ſich gar nicht entſchuldigen laſſen. Zu dem letzten gehört eine gewiſſe Vornehmigkeit, die den Verfaſſer in Styl, Auffaſſung und Weltbetrachtung erſt ſeit einigen Jahren überkommen hat. Als er früher noch mit ſeinem leider zu früh verſchollenen Hanauer Freunde Zehner jeanpauliſirte und man ihm nichts, als zuweilen forcirte Wortwitze vorwerfen konnte,

Digitized by Google

war mir sein Streben lieber, als die jetzige götheſirende Ruhe und seine Hinneigung zum „Zuſtändlichen“ und „Bezüglichen,“ dieſem Mundt-Kühne-Laube-Varnhagen-ſchen Zeuge, das man „Berliner Gefrornes“ nennen ſollte.

Als die Lady Southampton ihren Sohn frägt: „Iſt denn dieſer Shakeſpeare ein Mann, *den wir in unſre Kreiſe einführen können?*“ mußt' ich das Buch eine Weile zuſchlagen und mich erſt erholen. Ich war in eine Atmoſphäre verſetzt, die mir die Bruſt zuſchnürte. „In unſre Kreiſe einführen.“ Ja ſo! dacht' ich und war recht verſtimmt. Man muß nämlich wiſſen, daß ſo ungefähr eine äſthetiſche Legationsräthin in Berlin frägt: „Ja, iſt denn dieſer Grabbe auch wohl in ſeiner äußern Erſcheinung ein Mann, daß wir ihn in unſern Kreis einführen, d. h. zu Thee und Butterbrod einladen können?“ So gleichſam frägt die Lady Southampton: Ob Shakeſpeare wohl alle Montage, (wo die Lady „ihren Tag“ hat) in ihren Kreis kommen und ſich da über Göthe, Tieck und den Muſenalmanach zu Tode langweilen kann? Armer Shakeſpeare! Haſt Du denn je in Deinem Leben dem Grafen Southampton die Bitte vorgetragen: Ach, könnt' ich wohl durch Sie in die höhern Kreiſe eingeführt werden und an den äſthetiſchen Montagen Ihrer Frau Mutter Theil nehmen? Es iſt wahr, der Graf war ſein Gönner; er hatte ſeinen Sitz dicht bei den Schauſpielern im Theater, er lobte Shakeſpearen für jedes neue Stück,

Digitized by Google

das er gezeitigt hatte, er ſchenkte ihm vielleicht einen neuen Wamms oder verehrte ihm zehn Ellen rothen Bands, um ſich hübſche Schleifen an den Schuhen damit zu binden; er faßte ihn wohl gar unterm Arm und nahm ihn nach Haus, um ihn mit gutem Teneriffa-Wein zu bewirthen. Das war die Sitte der Zeit. Man war derb, lebte in ſeinem Stande, ohne über ihn zu reflektiren, man kannte die Redensart gar nicht: „Einführen in die Kreiſe unſers Hauſes.“ Dies Gewäſch kam erſt mit der ſchändlichen Eitelkeit des Wilhelm Meiſter und der widerwärtigen Vornehmigkeit des in dieſem Punkte unausſtehlichen Göthe auf. In Berlin fror daraus ordentlich eine äſthetiſche Theorie zuſammen und König hat ſehr Unrecht gethan, uns dieſes Berliner Gefrorne ſchon zu den Zeiten Shakeſpeares aufzutiſchen.

Abgeſehen davon, daß Styl, Weltbetrachtung, der ganze Habitus des Romans meinem Gefühle (ich ſchreibe hier keine Kritik, ſondern nur Tagebuchnotizen) nicht entſpricht, wie wird man nun die Fabel beurtheilen müſſen? Shakeſpeare lernt eine gewiſſe Thekla kennen, die vorher ſchon eine Mätreſſe ſeines Gönners Southampton geweſen war, er liebt ſie, ſie liebt ihn wieder, die frühere Stellung der Courtiſane kömmt an den Tag, Shakeſpeare verſchmäht ſie, Thekla ſtürzt ſich in die Themſe. So nackt erzählt, iſt dieſer Inhalt des Romans ſo abſchreckend, ſo beleidigend für die Vorſtellung, die wir mit Shakeſpeare verbinden, daß man aus Achtung vor dem Geiſt des Vfs.

Digitized by Google

unwillkührlich an eine Allegorie denkt und ſich beſinnt, hier den Schlüſſel eines Räthſels zu finden. Ich will wetten, (bei einem Engliſchen Sújet wird das wohl erlaubt ſein) daß der Vf. im Beginn ſeines Werkes an eine Allegorie nicht gedacht hat. Später aber iſt ihm wohl eingefallen, wie jämmerlich ſein in eine entblätterte Roſe verliebter Shakeſpeare daſteht, und wie wenig alle Reize, die er Thekla zudichtet, die moraliſche Abneigung, die man gegen dieſe ohnehin zum Flunkern und Schwindeln geneigte Perſon empfinden muß, beſiegen können; da fängt er an, Winke zu einer vielleicht allegoriſchen Löſung zu geben. Thekla ſoll die Täuſchung ſein, ohne welche gleichſam Phantaſus nicht über uns käme. Wie ſchön wäre das! läg' es nur im Romane ausgeſprochen. Thekla iſt nicht die poetiſche Täuſchung, das Ideal, das Erträumte, die Illuſion; nein, Thekla iſt die Lüge. Nicht getäuſcht wird Shakeſpeare, ſondern gefoppt. Es iſt hier kein Dichter, ſondern ein abgeſchmackter Verliebter, der ſich ſchon als Bräutigam zum Hahnrei machen läßt.

Das iſt der wunde Fleck des Buches. Die ſchönen Bilder und Eigenſchaften, die der Vf. dieſer Thekla zuſchreibt, machen ſie uns noch widerwärtiger; denn der Verfaſſer will uns zwingen, ſie liebenswürdig zu finden. Sie iſt es nicht, ſie iſt es um ſo weniger, als ſie hier dazu dient, uns unſern großen Shakeſpeare zum Hans Narren zu machen. Ich will es offen herausſagen, ich

Digitized by Google

habe dies Buch mit bitterſter Pein geleſen, hab's nicht aushalten können. Shakeſpeare weint und girrt und ſchwärmt; für wen? für Thekla, deren Schliche wir kennen, für eine entblätterte Roſe, für Thekla, deren tauſend Zärtlichkeiten, deren etwas Laubiſches Colorit, mit ihrem „Willi, ich will lieb ſein" u. dgl. mehr uns nicht vergeſſen laſſen, daß ſie eine Courtiſane iſt. Shakeſpeare, liederlich, betrunken, in einem Hauſe der Freude, würde uns liebenswürdiger, wenigſtens richtiger gezeichnet erſcheinen, als dieſer Narr, der ein ausgehaltenes Mädchen für eine Prinzeſſin hält und ſich um eine Betrügerin ſchlafloſe Nächte macht.

Neben einem ſo ſehr die ganze Idee des Buches treffenden Vorwurfe haben andre Rügen eine geringe Bedeutung. Z. B. durfte eine Geſtalt, wie die Nellys, der ſo anſpruchsvolle Sentiments in den Mund gelegt werden, nicht ſo nebenher laufen und gänzlich unentwickelt auftauchen. Davon abgeſehen, daß mir das Ganze im Inhalt und der Form verfehlt ſcheint; (denn auch im Humoriſtiſchen iſt der Verfaſſer nicht glücklich) verſteht es ſich von ſelbſt, daß in den Einzelnheiten, namentlich in der Entwickelung einiger Nebencharaktere viel Schönes enthalten iſt. Baco iſt mit Ironie, Gottgeprüft mit grellſter Satyre gezeichnet. Die Puritaner ganz als Pietiſten im heutigen Sinne zu faſſen, iſt ein guter Gedanke, wenn ihn auch der Vf. mit zuviel perſönlicher Gereiztheit gegen den Pietismus ausführte. Ein ſo ſpezielles Intereſſe, wie es

hier die Satyre verräth, ſtört immer. An einigen Stellen entfaltet ſich die dichteriſche Kraft des Vfs. mit außerordentlicher Schönheit. Maleriſch reizend iſt die Schlußſituation des erſten Buches. Genial iſt es, daß Eſſex zu Shakeſpeare ſagt, ſeine von der Eliſabeth erhaltene Ohrfeige wäre eine Tragödie im Keime, und ſo Manches, was uns für den geringen Reiz der Fabel und den ſchleppenden Gang ihrer Entwickelung entſchädigen muß. König wird künftig wieder Stoffe aus neuerer Zeit wählen; möchte er da ganz ſeinem angebornen Genius folgen und ſich aus Neigung zur Aſſimilation an den Norden nicht wieder verleiten laſſen, uns ſtatt Wahrheit und Natur zu viel „Berliner Gefrornes" vorzuſetzen!

Digitized by Google

Psyche. Von A. von Sternberg.

Es iſt bekannt, daß Herr von Sternberg unfähig iſt, etwas Geiſtloſes zu ſchreiben. Herr von Sternberg ſteht unter allen neuern Novelliſten Tieck am nächſten und übertrifft ihn ſogar, wo es ſich um Entfaltung einer reichen Lebenserfahrung handelt. Herr von Sternberg iſt in der Geſchichte und in der höhern Geſellſchaft weit mehr zu Hauſe als Tieck, der nur die untern und mittlern Volksklaſſen kennt und von den Salons nur diejenigen, wo über Kunſt und Literatur geſprochen wird. Herr von Sternberg kennt auch diejenigen Salons, wo man ſich über das Avancement eines Offiziers von der Garde, über eine Heirath oder das jüngſte Modekupfer mit demſelben Eifer unterhalten kann, der Tieck überkömmt, wenn ſeine Figuren von Camoens, Shakeſpeare und Pergoleſe ſprechen.

Herr von Sternberg hat ſich durch ſein vortreffliches Talent ſogar eine Manier geſchaffen, das Rococogenre. Man verſtehe darunter eine zwiſchen dem Lächerlichen und Rührenden die Mitte haltende Anhänglichkeit an das alte Regime mit ſeinen Hautelliſſetapeten, Kaminerzählungen,

Digitized by Google

Fischbeinröcken und ceremoniellen Zurückhaltungen. Er trägt diese Grille für das Zeitalter der Frau von Maintenon in allen seinen Novellen zur Schau. Man muß diese Sympathie entweder seiner aristokratischen Erziehung zuschreiben oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, dem Gefühl einer poetischen Befriedigung, welche allerdings ein Zeitalter gewährt, das in sich abgeschlossen war, vom Zweifel und der Neuerung nur des Spieles mit dem Esprit wegen berührt wurde, seine sichre Gestaltung in den Begriffen von Mode und Sitte hatte, ein Zeitalter, wo die Herrschaft noch befehlen konnte, und der Diener, ein stummes Werkzeug, gehorchte. Als einen Beweis, wie sehr das Glück jener Periode hauptsächlich durch die unbedingte Unterwerfung der Diener gehoben wurde, muß man es ansehen, daß Herr von Sternberg in Schilderung seiner modernen Gesellschaften sogern in der Bedientenstube verweilt. Einen Jokey mit Tressenhut, Metallknöpfen und gestutztem Kragen, mit rothen Vorstößen an der grünen Uniform auszumalen, macht ihm das größte Vergnügen. Die Bedienten und Kammerzofen verwendet er gern als Folien der herrschaftlichen Gestalten, deren Leiden und Thorheiten er uns erzählt. Das Wispern und Klatschen der Gesindestube belauscht er mit dem Wohlgefallen eines Stutzers, der sich auf der Straße nicht umsieht, aber annimmt, daß es alle Welt nach ihm thut. Die dummen Vorstellungen, welche sich der Haushofmeister, der Koch, der Reitknecht, die Haushälterin von ihrer Herrschaft machen,

Digitized by Google

beluſtigen ihn ſo, daß er die Geſpräche derſelben ſehr oft ins Abgeſchmackte fallen läßt, worin ihm freilich Tieck ſchon mit häßlichem Beiſpiel vorangegangen iſt. Kurz, Herr von Sternberg gefällt ſich meiſt in der Schilderung jener Behaglichkeit, die das angenehme Privileg der Vornehmheit iſt. Einige Schilderungen von Rococoeinrichtungen, die ſeine Grafen und Barone in ihren Schlöſſern treffen, ſind ihm vollkommen gelungen. Man genießt ſie, wie wenn man im Garten von Schwetzingen die beſchnittenen Alleen, die Waſſerkünſte und jene heimlichen Cabinette ſieht, wo die Kurfürſten von der Pfalz ihre Geliebten verbargen, wo ſie badeten und wo ſie auf einem ſeideſtoffnen Bette geſtorben ſind. Kleine chineſiſche Figuren ſtehen dabei rings auf dem Camin herum. Herr von Sternberg würde die Scenerie noch weiter ausmalen können.

Pſyche, die Heldin dieſes Romans, hätt' ich beinahe für ein Pferd gehalten; denn die Damen, die hier auftreten, kommen, wie in einer Laube'ſchen Novelle, faſt nie vom Pferd herunter. Noch nie iſt in einem Roman ſo viel geritten worden, als in dieſem. Die Damen ſprechen hier faſt nichts, als im Scherz von der Frauenemanzipation und im Ernſt von den Pferden. Indeſſen ſoll Pſyche doch kein Pferd, ſondern eine junge Adlige ſein, die mit einem ungariſchen Huſarenlieutenant in dieſelben Situationen geräth, wie die berühmte Pſyche mit Amor. Der Roman iſt leider eine Verführungs- und Ehebruchsgeſchichte, wie faſt Alles, was jetzt mit einiger Claſſizität geſchrieben

Digitized by Google

wird. Die Talente, welche sich dem Unmoralischen widmen, sind leider weit ausgezeichneter, als die, über welche die Tugend zu gebieten hat. Sollt' es denn nicht möglich sein, endlich die Reihe jener Romane zu schließen, in welchen die Heldin immer auf dem Pferde sitzt und ihr Gemahl regelmäßig betrogen wird? Ich will ja, da ich bekanntlich sehr unmoralisch bin, von der Tugend gar nicht sprechen; ich meine nur, das Genre wird allmälig langweilig und man sollte auf etwas Neues kommen. Ich gestehe, daß diese Psyche in ihrem ersten Viertel ganz köstlich angelegt ist, in ihren drei letzten Vierteln aber, wo es nur darauf ankommt, daß die sehr uninteressante Antonie mit Bela, der auch nur im Reiten ausgezeichnet ist, sich verständigt, sehr langweilig wird. Der General poltert, der Minister schreibt Kochrezepte, der Oberst ist krank, der Rittmeister kömmt immer noch nicht zurück, Clementine philosophirt über die Rahel, Frau Cottin läuft Trepp' auf Trepp' ab und die übrigen Personen reiten — was kann langweiliger sein! Endlich bricht eine Katastrophe aus und das Buch endet ohne Befriedigung.

Indessen giebt es zweierlei Langweiligkeiten; die ennüyante schlechthin und die klassische Langweiligkeit, in welcher letztern sich Klopstock, Klinger und selbst Göthe ausgezeichnet haben. Der letztern nähert sich die Darstellung des Herrn von Sternberg. Man beginnt seine Novellen mit der größten Spannung und plötzlich läßt das Interesse nach, ohne daß jedoch der Verfasser je auf-

Digitized by Google

hörte, geistreich zu sein. Sein Styl ist nach den besten Mustern gebildet und weiß die feine Präzision, durch welche er sich früher (in den Zerrissenen, in Lessing u. s. w.) auszeichnete, jetzt durch einen größern Abandon, durch Flüssigkeit und eine etwas ausgeschriebene Gewandheit zu ersetzen.

Schließlich noch eine Bemerkung, die vielleicht ganz individuell ist. Ich finde, daß Herr von Sternberg ohne Herz ist. Seine Darstellung, seine Ideenwelt trägt durchgängig einen Stempel, der nicht erwarten läßt, daß ihm irgend etwas in der Welt besonders heilig wäre, mit Ausnahme des Zeitalters der Frau von Maintenon und der Livree eines Jokeys. Das warme, edle, menschliche Gefühl schlägt nie mit einer nur etwas sichtbaren Flamme aus seinen Menschen und Situationen heraus; so daß man ihn, nächst Tieck, vielleicht den frivolsten jetzt lebenden Deutschen Schriftsteller nennen muß. Daß seine Frivolität dabei auf Anstand hält, liegt ganz im Charakter jener Epoche des vorigen Jahrhunderts, in welche Herr von Sternberg sich verliebt hat. Auch das Beleidigende, welches für mein Gefühl in der unbedingt immer nur vornehmen Sphäre der Sternberg'schen Novellistik liegt, mag wohl nicht Jeder nachempfinden.

Digitized by Google

Digitized by Google

V.

Gedichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz Dingelstedts Gedichte.

Unter den jüngern Talenten, welche sich in kurzer Zeit eine gesuchte und beliebte Sellung in der Literatur zu geben wußten, verdient Franz Dingelstedt mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden. Ihm gelang es, sich zu einem achtbaren Rufe emporzuschwingen, nicht durch gewaltsame, überraschende und außerordentliche Produktionen, sondern durch ein bescheidenes Wirken und Schaffen, eine in beschränkteren Kreisen sich entfaltende immer frische Thätigkeit, und durch ein ungetrübtes Ausströmen seiner eignen sinnigen, gefühls- und gedankenreichen Natur. Eine Sammlung seiner in verschiedenen Zeitschriften und im Musenalmanach zerstreut gewesenen Gedichte ist so eben in würdiger Ausstattung erschienen. Wer diesen Sänger der Liebe und Treue, diese jetzt selten gewordene Ausnahme eines Dichters, der noch mit frommer Hingebung schwärmt und sich in der rührendsten Sentimentalität badet, noch nicht kannte, hat jetzt in einer Sammlung sein poetisches Leben und Denken beisammen, ein

Digitized by Google

Leben nicht reich an kaleidoscopischer Abwechselung und sich überstürzenden Momenten, wohl aber reich an Liebe, Vertrauen, Hoffnung und Schmerz. Es weht ein nicht immer freudiger Vorfrühlings- und Spätherbstshauch durch diese meist in Wehmuth empfangenen Gedichte; nicht in heitrer Frühlings- und behaglicher Sommerlust sind sie gedacht, sondern in jenen Momenten, wo die Natur so reich an Ahnungen ist und durch ihr Knospen und ihr Verblühen die Gefühle der Hoffnung und Entsagung am rührendsten weckt. Um von diesem Wechselspiel der Natur und des Dichterherzens bei Franz Dingelstedt ein Beispiel zu geben, so sagt er von des Winters Ankunft in einem herrlichen Gedichte:

Sieh ihn auf den Wolken ziehen,
Stürmisch-schnell und schwarz geballt,
Hör' ihn seufzen in den Eichen,
Raschelnd durch die Blätter schleichen,
Brausen durch den bangen Wald.

Letzte Blume schmückt die Erde,
Letzte Sonne wärmt sie mild,
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeßne Traube,
Und die Wellen strömen wild.

Rasch das letzte Lied gesungen
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter alles kalt verschlungen;
Blumen, Lieder, Herbst und mich.

Digitized by Google

Der Gedanke an den Tod tritt oft mit rührend gesenkter Fackel in diesen Gedichten auf; nicht jenes Heine'sche:

Ich wollt', er schöß mich todt!

jene Pointe, die nur die Größe eines (ob wahren oder erdichteten?) Verlustes schildern soll, sondern der Tod mit seiner wehmuthsvollen Scheidestunde und dem gebrochenen Auge, der Winter mit seinem rauhen ertödtenden Nordwinde. Diese Stimmung wirkt um so ergreifender, als Franz Dingelstedt die Natur so innig versteht, ihre Geschichte nicht aus Traditionen, sondern aus wirklichem Anblick und Genusse kennt. Die im entlaubten Weinberg hängengebliebene vergessene Traube des obigen Gedichtes ist gleich ein solches Bild, das nur der besitzt, der wirklich durch die Natur streift und mit seligem Blicke an einem blühenden Baume und Strauche haftet. Eben so innig ist des Dichters Sinnen auch an den Boden gebannt, auf dem die Geliebte weilte, in einem andern Gedichte:

Wie hier an seinem alten Orte
Noch Alles unverändert steht,
Das niedre Haus, die Gartenpforte,
Der Aepfelbaum, das Asternbeet u. s. w.

Es verdient noch an diesem Sänger bemerkt zu werden, daß die Geliebte, die er singt, nur eine ist. Das Liederbuch bekommt so fast den Charakter eines Romans. Wahrheit ist es, die uns hier auf allen Wegen der Dichtung begegnet.

Digitized by Google

In der Form iſt Franz Dingelſtedt ein Meiſter, ja, ich möchte faſt ſagen, ein zu großer Meiſter. Die Sprache fließt ihm in ſo grazienhafter Schönheit von den Lippen, daß er ihrem bezaubernden Fluſſe vielleicht oft mehr nachgiebt, als der Trieb nach Originalität in ihm hätte ſollen zugeben. Es tritt bedeutender hervor, wenn die Sprache des Gedichts ſich gleichſam aus dem ihm zum Grunde liegenden Stoffe erſt ſelbſt gebiert, wenn der Stoff ſich ſeine Sprache erfindet. Das Gedicht kann dadurch vielleicht ein wenig ſchwerer, beinahe maſſiver werden, aber es ſteht auch ſicherer, es bietet in ſeiner Vollendung, mehr den impoſanten Anblick eines Kunſtwerkes dar. Dingelſtedt gebietet zu leicht über die Sprache. Der Ausdruck giebt ſich ihm vielleicht zu ſchnell hin und benimmt ſeinen Gedichten zwar nicht den Eindruck einer reizenden Formvollendung, aber doch die Schönheit einer aus dem Urborne der Sprache durch die poetiſche Intuition geſchöpften unmittelbaren Ausdrucksweiſe, wie dieſe bei Lenau und Grün vorherrſchend iſt. Franz Dingelſtedt hat freilich durch ſeine Weiſe einen andern Vorzug vor dieſen voraus. Seine Gedichte ſind durchaus muſikaliſch; ſie locken und fordern den Componiſten heraus, ſchon indem man ſie lieſ't. Sie ſchweben nicht nur im tanzenden Rhythmus dahin, ſondern tragen durch die anmuthigſten Reimverſchränkungen ſchon immer ſelbſt auch ordentlich eine Melodie in ſich. Wir empfehlen dringend den Componiſten dieſe Gedichte; doch ſagen wir gleich, daß ihre

Digitized by Google

Melodieen hier nicht in der modernen, sondern mehr nach Spohrs süß-schmelzender Weise klingen müssen.

In einem Anhange politischer Lieder zeigt sich Franz Dingelstedt auch als treues und freies Kurhessen'sches Landeskind. Seine Kasseler Spaziergänge sind nicht so düster und feindselig, wie die Wiener; aber es herrscht auch ein männliches, freimüthiges Wort darin. Der Dichter hatte nicht Ursache, so heftig zu klagen, wie Anastasius. Die Gedichte über den Bau des Ständehauses, das Gespenst der Kattenburg und die dortige Traumphantasie vom Wilhelmshöher Herkules sind vortrefflich gelungen.

Der große Erfolg, mit dem diese Gedichtsammlung in Dingelstedts Hessischer Heimath begrüßt wurde, wird sich, wir zweifeln nicht, bald auch dem gesammten Deutschen Vaterlande mittheilen.

Digitized by Google

An Uffo Horn in Wien. *)

Sie ehren mich, mein Freund, durch das Anſinnen einer Pflicht, die ich gern von mir abwälzen möchte. Ich ſoll Nicolaus Lenau's Ruhm, der neuerdings in das Gedränge erzürnter Kritiker gerathen iſt, entſetzen und ihn aus dem Getümmel ſeiner Feinde heraushauen helfen. Indeſſen hat ja der Magyare, (dieſe Bezeichnung der in Ungarn gebornen Deutſchen wird jetzt ſehr beliebt) neuerdings im Morgenblatt den Kritikern ſelbſt die Zähne gewieſen und ſich eine Gaſſe gebrochen, durch die er auch ohne Sie und mich und die ganze Deutſche Kritik entkommen wird. Auch geſteh' ich Ihnen, ungern an die Beurtheilung von Namen zu gehen, welche ich in einer viel zu günſtigen Conſtellation geboren ſehe, als daß ſie der Kritik bedürfen. Bedür-

*) Antwortſchreiben auf die ſo eben erſchienene kleine Schrift: Nicolaus Lenau, ſeine Anſichten und Tendenzen mit beſonderer Hindeutung auf ſein neueſtes Werk „Savonarola.“ Offenes Schreiben an Karl Gutzkow, von Uffo Horn. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838.

Digitized by Google

fen A. Grün, N. Lenau, F. Freiligrath, A. v. Chamisso, die aller Wege zum Ruhm selber kundig sind, des Lootsen? Drohen ihnen wohl Ungewitter, reizen sie sich das Meer auf, verscherzen sie sich die Häfen durch öffentliche Urtheile, die sie fällen, kühn und frei, unbesorgt der Rache, die jeder Gekränkte und von ihnen Verachtete an der Bevestigung ihres Namens nehmen würde? Sehen Sie, da unsre Unterhaltung doch einmal eine fast persönliche geworden ist, mich, Ihren Freund, an; er säet nicht Lob, er erntet nicht Lob und der himmlische Vater ernährt ihn doch! Nicolaus Lenau wird um so mehr gedeihen und blühen; denn er redigirt keine kritischen Blätter, er greift keine Machthaber des Urtheils an, er hat nicht nöthig, über jedes Buch öffentlich eine Meinung auszusprechen, und alle Welt kann ihn lieben und preisen. Einem Manne, der wie ich gewohnt ist, jede seiner Schriften nur als einen Nageknochen für seine Feinde, oder als etwas, was gar nicht existirt, für seine furchtsamen Freunde hinzuwerfen, und auf Liebe, Anerkennung, Lob und selbst nur ruhige und gediegene Prüfung zu verzichten gewohnt ist, kommt es eigentlich lächerlich vor, daß Sie sich zum Organ der Lenau'schen Klage über Mißhandlung und Ignorirung seiner Gedichte machen und wahrhaft komisch anmerken: Vielleicht beschäftigt noch das Kölner Ereigniß die Gemüther und Federn der Kritiker zu sehr, sonst müßte ja Lenaus Savonarola in allen Blättern besprochen sein! Ist es denn so selten, daß in Deutschland ein gutes Buch spurlos vorübergeht? Gehört

nicht oft dasjenige zu den ausgezeichnetsten Besitzthümern unsrer Literatur, was die Tageskritik ignorirt hat? Die Tageskritik ignorirt Brentano's Gockel, Hinkel und Gakeleja und was sind alle seit drei Jahren erschienenen poetischen Produktionen Deutschlands gegen diesen noch so prächtig fließenden Quell einer Berühmtheit von Gestern? Wer kann diese zarte, sinnige, liebe, kindliche Poesie lesen und muß sich nicht (mit Abzug des letzten in mystischem Weihrauchqualm erstickten Viertels) eingestehen, daß all die leeren und tönenden Namen der Gegenwart so etwas nicht erfinden, geschweige nur so schön und innig ausführen können? Die Tageskritik hat das Mährchen ignorirt, wahrscheinlich aus Schaam, daß noch ein Echo aus den Zeiten unsrer großen Geister stärker und poetischer klingt, als unser Lärm von heute, unsre Weltliteratur, unsre Literatur der „Zustände und der feinen Bezüge." Ich habe auch geschwiegen; aus Nachläßigkeit, gesteh' ich Ihnen und weil ich nicht in der Kritik vollständig und ordentlich nichts als ein bloßer Registrator sein möchte. Das Schöne genieß' ich still, und das Häßliche tadl' ich laut. Ich denke, dem Schönen wendet die Welt sich auch ohne mich zu, zumal wenn das Schöne keine Feinde hat, keine Kritiken schreibt, keine Repressalien zu fürchten hat und ja ohnedieß, wie bei Lenau, gewohnt ist, mit der Wendung zitirt zu werden: Das junge Deutschland ist für nichts, unsre wahrhaft großen Geister sind Anast. Grün, Nicolaus Lenau, Uhland, Rückert, Cha-

Digitized by Google

miſſo, Julius Moſen und die Männer des Muſenalmanachs!

Ich habe, mein theurer Freund, vor Lenau eine große Verehrung und ſetze das Schaffende und Bildende, das Plaſtiſche und Rundende in ſeiner poetiſchen Kraft weit über den Grad, den Anaſt. Grün von dieſer Gabe hat. Lenau kommt eher in die Gefahr, zu wenig, Grün immer in die Gefahr, zu viel zu ſagen. Jener ſcheint mehr Bilder als Worte, dieſer wenigſtens mehr Worte zu haben, als ſeine Bilder bedürfen. Ich glaube indeſſen auch, daß Grün grade dieſer Schwäche wegen mehr Talent für das Epos, und Lenau mehr für die Lyrik hat. Für das Drama haben beide keine Anlagen; wenigſtens haben die Scenen im Fauſt bewieſen, daß Lenau nicht das Talent der Gruppirung beſitzt. Ich glaube, daß auch der mangelhafte Erfolg des Savonarola vorzüglich in dem Mißverhältniß zwiſchen Drama, Epos und Lyrik beſteht, welches der Dichter in ſeinem Werke nicht auszugleichen wußte.

Dies epiſche Gedicht beſingt das Leben Savonarolas, jenes kühnen Reformators, der zur Zeit der gährenden kirchlichen Neuerungen in Italien ſelbſt der Hierarchie die Spitze zu bieten wagte. Lenau hat mit ſeiner Behandlung dieſes großartigen Stoffes bekanntlich kein Glück gemacht. Die Theilnahme war groß, aber die Erwartung wurde nicht befriedigt und die jetzige Stimmung über den Dichter iſt lau. Dies Reſultat kann unmöglich die

Digitized by Google

Folge einiger, ich glaube ſelbſt, unbegründeter Vorwürfe ſein, die man der politiſchen und kirchlichen Anſicht des Dichters machte. Keinem Unbefangenen entgeht, daß dem Gedichte eine freie Seele eingehaucht iſt, und daß die religiöſe Färbung der Reden und Handlungen Savonarolas der Wahrheit des Stoffes und der Geſchichte gebührte. Es muß alſo in dem Gedichte ſelbſt etwas Verfehltes ſein, was dieſen Anklagen ſo leichten Eingang verſchaffte und es ſo ſchnell in den Schatten einer allgemeinen Impopularität ſtellte. Und ich glaube, daß ſich deſſen zum Schmerz, aber auch zum Troſte des Dichters genug nachweiſen läßt.

Savonarola entwickelt ſich bei Lenau keineswegs als *Held* eines epiſchen Gedichtes. Seine Individualität tritt nirgends in jenem ſcharf geſchnittenen Profil hervor, welches wir von jedem Charakter gewinnen müſſen, der uns feſſeln ſoll. Er entwickelt ſich nicht vor unſern ſichtlichen Augen; er *wird* mehr, was er iſt, als daß wir ſehen, wie er ſelbſt dazu ſich *macht*. Wir werden in dem Gedicht nie von einem großen *iſolirten* Willen ergriffen, deſſen Elaſtizität ſich unſrer geſpannten Erwartung mittheilt. Savonarola predigt, lehrt, leidet und ſtirbt; aber wir ſehen nicht, wie er zu ſeinem Predigen kommt, wie ſich der Funke des reformatoriſchen Eifers in ihm entzündet, wie in ihm der *Menſch* ſich unter den kirchlichen Beſtrebungen geſtaltet, wie er wandelt, tritt und ſpricht. Dazu kommt, daß die Lichter, die auf den Helden fallen, ohne Plan geordnet ſind, und daß die

Digitized by Google

Drapperie der Geſchichte und der Zeit nur zufällig und matt ſich um den Fortgang des chronikartig erzählten Ereigniſſes legt. Das Gedicht iſt nicht Savonarola, ein Charakterbild, ein in epiſcher Form gehaltenes Drama; ſondern es ſind Gedichte über Savonarola; es ſind Einzelmomente, dem Leben des Märtyrers abgelauſcht und willkührlich entnommen.

Gleich hinter dieſem Hauptgebrechen hinken alle übrigen Schäden der Dichtung her. Weil Lenau nicht die dichteriſche Kraft in ſich beſaß, mit kräftigen Zügen und großen Umriſſen ſeinen Stoff zu erfaſſen und ein hohes ſtolzes Menſchengebäude hinzuſtellen; ſo verfiel er in einen kümmerlichen, kurzathmigen Romanzenton, der ſich öfters wie Bänkelſängerei anhört. Er zerſchnitt ſich die ganze Geſchichte ſeines Helden in einzelne Romanzen, von welchen nicht einmal jede bedeutſam und überraſchend genug abgerundet iſt z. B. gleich die zweite, wo die Mutter den Sohn ſucht und ſucht und ſucht und ihn nicht findet, Punctum, was aber keine Abrundung und kein Gedicht iſt. Ja, für die ungeheure Idee, das Papſtthum ſtürzen zu wollen, ſind die Verſe zu matt, zu ſentimental und in ihrer Kürze faſt zu ſcherzhaft. Savonarola, als kleiner Girolamo kaum eingeführt, kann die Kirche nicht ſtürzen wollen; dazu gehört Entwickelung, Vorbereitung, dazu gehört erfindendes Dichtergenie, welches Lenau hier ganz verlaſſen zu haben ſcheint. Wäre Lenau mehr als lyriſcher Dichter, ha, mein Freund, da ſoll-

Digitized by Google

ten Sie einen andern Riß, eine andere Anlage gefunden haben! Da wären wir mit jener wunderbaren Geſtaltungskraft, die grade die moderne Dichtkunſt auszeichnet, im Nu in Mitte der Dinge verſetzt geweſen, etwa in das Gelag des Papſtes, welches Lenau gut und ſchön erſonnen, aber an eine ganz falſche Stelle gebracht hat. Da hätte der Herzog ſeinen Traum ſagen können und von dem Schreckgeſpenſte Savonarola ſprechen und wie wären wir eingeleitet und auf die Höhe der Erwartung geſtellt geweſen! Aber da beginnt Lenau: Wo bleibt Girolamo? rufen Vater und Mutter; wo bleibt das Kind? Und nun ſuchen ſie es, und finden es nicht, und Girolamo iſt ins Kloſter gegangen und wird Prior in Florenz und hält Predigten und Controverſen und wird gefährlich und wird verfolgt und ſo die Litanei fort mit vielen herrlichen Detailſchönheiten, aber im Ganzen und Großen ſchauderhaft ſchlecht angelegt, eine Bänkelſängerei, kein Gedicht!

Das Werk, welches Sie ſo hoch ſtellen, mein Freund, daß Sie Aehnliches ihm gar nicht zu vergleichen wüßten, leidet an einer ertödtenden Monotonie. Die Erzählung entbehrt bei ihrem galoppirenden Rhythmus aller Ruhepunkte, entbehrt aller Abwechslungen des epiſchen und dramatiſchen Tones, entbehrt aller ſcharfen und charakteriſtiſchen Einſchnitte. Um einen Uebergang zu finden, muß der Dichter zwei Gedankenſtriche brauchen! Ja, Seite 74 ruft er den Helden ſelber an, er möchte ihn begeiſtern! Hat denn Lenau ein Gebet an Savonarola ſchreiben

wollen? Nein, ich bewundre die Nachsicht, die Sie ein als Gedicht so verfehltes Werk in dem Grade überschätzen ließ.

Eine andere Frage ist noch die, ob Lenau seinen Helden richtig gezeichnet hat? Und ich glaube, auch die Historie kann mit seiner Auffassung nicht zufrieden sein. Savonarola war eine kräftigere Gestalt, als die ist, die Lenau von ihm zeichnet. Er war mehr als bloß Ascetiker, er hatte ein politisches Element in seinem Streben, dessen Widerspruch mit dem religiösen Lenau nicht erklärt und gelöst hat. Er läßt uns darüber im Dunkeln, wie ein so frommer Dulder dazu kommen kann, sich in seiner Kirche mit gewaffneten Anhängern zu verschanzen und erst nach viel vergossenem Blute sich den Richtern zu stellen! Er erwähnt nichts von jenem politisch schlau ersonnenen Gottesurtheil, welches einer der Anhänger des Neuerers für ihn bestehen wollte, und mit dem es einer andern wunderlichen Erzählung wegen, die aus der Geschichte Savonarolas bekannt ist, irgend einen Haken haben mußte. Genug, von einer historisch wahren Charakteristik Savonarolas ist bei Lenau nicht die Rede; er macht nichts als einen Lehrer und Redner aus ihm, der seiner Kirchenreformideen wegen im letzten Gesange zum Tode geführt wird. Wenn ich, lieber Freund, in mir nachdenke, wie das Alles sich bei einem großen Dichter, bei einem epischen Shakespeare gestaltet hätte, dann fühl' ich

Digitized by Google

recht, wie wenig Lenau Ihrer übertriebenen Lobpreisung würdig ist.

Keineswegs will ich sagen, daß Lenau's Savonarola seinen Antezedentien nicht entspricht. Was ich überhaupt glaube, das die Schwäbische und Oesterreichische Lyrik erzeugen kann, das hat auch Lenau in diesem Werke gut und gern gegeben. Großes und Außerordentliches haben Uhland, Schwab, Kerner nicht geschaffen, werden auch Lenau und Grün schwerlich jemals schaffen. Das sinnige zarte Gedicht erfreut uns, hundert davon bilden einen Band und der Band wird Tausende von Menschen glücklich und besser machen. Ach, es ist das viel werth; es ist damit viel erreicht. Aber die Dichter, die mit Dante und Shakespeare wetteifern dürfen, die wachsen auf einem andern Boden und zur Zeit sind sie in Deutschland rar und existiren vielleicht nicht. Darum aber soll Savonarola viel Herrliches enthalten können und dessen enthält er in der That so vieles, daß ich gestehe, hätten Sie die Frage nach dem Ueberschwänglichen in diesem Werke nicht angeregt, würd' ich gern an dem, was der Dichter giebt, mich erfreut und begnügt haben; denn es ist meist sinnig und zart, und der Schönheiten giebt es einige, die sogar blenden. Lorenzos Tod ist schön, wenn auch die Beschreibung der Seelen-Rosse fast an die Gränze des von der Poesie Erlaubten streift; die Rose, die Savonarola bricht, ist schön. Schön ist die nächtliche Bestattungsscene der Ermordeten, die in die Tiber geworfen werden,

Digitized by Google

ſchön iſt Savonarolas Traum im Kerker, mächtig ſchön iſt Tubal, der grade als Erfindung ſo ergreift; denn darin haben Sie ganz Recht, daß er in der Wirklichkeit unmöglich iſt. Nichts kann die Seelengröße Savonarolas ſchöner charakteriſiren, als daß der Dichter den gemißhandelten Juden Tubal, den wahnſinnigen Chriſtenhaſſer ſich vom zum Tode wandelnden Märtyrer die Taufe und die Taufe ſeiner Thränen erbitten läßt. Nein, lieber Freund, da bin ich kein Barbar. Da ergreift mich der Genius des Dichters und wirft all meine Kritik nieder und ich blinzle nur leiſe mit den Augen, weil ich mich vor dem Blitzen des Genius fürchte. Es iſt Herrliches in dem Savonarola, aber es iſt darum doch kein großes und außerordentliches Gedicht.

Leben Sie nun wohl, lieber Freund, und fahren Sie fort, wenn nicht alle, doch manche Anſichten zu theilen

Ihres aufrichtigen

Hamburg den 5. Juli 1838. K. G.

Julius Mosens Ahasver.

I.

Die Sage vom ewigen Juden ist eine Lieblingsidee des Tages, ob man gleich noch nicht recht zu wissen scheint, was man in sie hineinlegen soll. Die jungen Dichter möchten gern die Frage der jüdischen Emanzipation daran anknüpfen, sie möchten ungefähr sagen, daß die Sage vom Ahasver grade jetzt daran wäre, sich zu erfüllen, und es ist auch kürzlich aus einer Gegend her, wo vielleicht Herr Beck über den ewigen Juden ein Gedicht vorbereitet, in der Eleganten Zeitung gegen Julius Mosen, dessen Dichtung uns erst in einem zweiten Artikel beschäftigen soll, behauptet worden, daß er den „modernen" Ahasver nicht wiedergegeben hätte. Welches der moderne Ahasver denn wäre, wird nicht gesagt; es sei denn, daß die Leiden und Schmerzen des Judenthums bei seiner Schilderung eine große Rolle zu übernehmen hätten. Es wird auch gesagt, für diesen modernen Ahasver müsse eine ganz neue Dichtgattung erfunden werden, eine Fusion von Epos, Drama und Lyra, und wird dann hin-

Digitized by Google

ausgerufen in das weite Chaos der modernen Literatur: Wann wird Der kommen, der da den modernen Ahasver dichtet?

Ich glaube, daß jede Vorstellung, die man über den modernen Ahasver zu haben sich einbildet, unklar, oder das wenige daran Klare vielleicht etwas Falsches und Ungereimtes ist. Ich glaube ferner, daß in dieser Dichtung eine gewisse Einheit liegen und der „schlechte Unendlichkeitsprozeß" des ewigen Wanderns ohne Rast und Ruh allerdings eine Gränze finden muß; ich bin mir sogar bewußt, die Sage in Betreff grade des modernen Judenthums lösen zu können. Indessen scheint mir wenig von meinen Gedanken hierüber mit dem, was die jungen Dichter aus der Christen- und Judengemeinde gern im Ahasver ausgedrückt sehen möchten, übereinzustimmen. Man ist so geneigt, in Ahasver einen Märtyrer zu schildern; man macht Miene, ihn höher zu stellen, als sein Verdienst ist; man glaubt sogar, Ahasver habe eine Mission zu erfüllen, die damit enden werde, daß Christus selbst sich ihm naht und um Vergebung bittet. Die Emanzipation der Juden und die Reform des Christenthums selber sollen hier eine große Rolle spielen, und wer weiß, ob nicht Ahasver der große Prophet ist, der uns den Monotheismus erhält, und bei dem sich Philosophie und Humanität Wunder wie zu bedanken haben!

Träume dieser Art, unklar gedacht, mehr gefühlt als vorgestellt, dämmern in den Köpfen der jungen christ-

Digitized by Google

lichen und jüdischen Lyriker und setzen sich als die hohe Aufgabe fest, daß Einer kommen und den modernen Ahasver dichten soll. Da mir ein solcher recht willkommen wäre, so will ich gern einige Zweige brechen und ihm den Weg bereiten! Es ist gut, daß man ihm den rechten Weg zeigt, um nach Jerusalem zu kommen; denn ich finde, daß die Enthusiasten des ewigen Juden meist in der Irre wandeln.

Ahasver ist bekanntlich die Judenschaft selber, und die Sage von seiner traurigen Unsterblichkeit enthält eine post eventum gemachte Prophezeiung. Ahasver, ein Schuster, höhnt den zum Golgatha hinaufstöhnenden Heiland und sagt: Du willst Gottes Sohn sein und kannst nicht einmal das Kreuz tragen? Christi Fluch verdammt ihn zu ewiger Wanderschaft.

Es liegt nun im Charakter unsrer Zeit, und sogar in einer hohen Aufgabe, die sie zu lösen hat, daß man jedes im ausschließlich christlichen Sinne über die Geschichte Verhängtes zu negiren sucht, und dem ewigen Juden eine Verjährung seiner Strafe einräumt, die man ihm ohnehin schon auf Golgatha würde eingeräumt haben, wenn der Deismus unter dem Kreuze Christi gestanden hätte. Die Theophilanthropie unsrer Tage will dem Ahasver nicht bloß endliche Ruhe, sondern sogar eine Entschädigung für sein Leiden und Dulden einräumen und den Ahasver nicht blos emanzipiren, sondern ihm sogar noch eine Mission dazu geben. Ich frage aber, ist Aha s-

vers Verbrechen nur eines gegen das Chriſtenthum? Um die nothwendige Verneinung dieſer Frage dreht ſich die ganze Löſung des Gedichts; in ihr liegt die Möglichkeit eines modernen Ahasver.

Ahasver's Verbrechen war die niedrigſte Liebloſigkeit. Was er verbrach, verbrach er nicht als Jude, ſondern als Egoiſt und Eventualitätsmenſch, der die Dinge nach dem Erfolge taxirt und Chriſtus mit höhniſchem Witze nachrief: Willſt Gottes Sohn ſein und kannſt nicht einmal tragen Dein Kreuz! O und nicht darum wurden die Juden verdammt, zu irren auf der Erde, weil ſie nicht Chriſten waren, ſondern weil ihnen die moraliſche, edle, ſchöne, menſchliche Regung des Gefühls, weil ihnen die Liebe abging und ſie im ſchnöden, witzelnden Partikularismus ſich über das Unglück moquirten und ein Verbrechen (nicht am Chriſtenthum, ſondern) an der Menſchheit begingen! Ahasver als den Sohn ſeiner Väter hinſtellen, als den treuen Anhänger ihres Gottes, als den treuen Diener des Geſetzes, als den Märtyrer des Jehovahglaubens —, iſt eine Entſtellung der Sage. Ahasver iſt der Jude in ſeinem nichtigen Materialismus, ein Schuſter, der an ſeiner Werkſtatt faullenzt und das vorübergehende Große und Erhabene bewitzelt, weil es unglücklich iſt und nicht Berge verſetzen und Brabanter Thaler ſchlagen laſſen kann, Ahasver iſt der Jude in alledem, was ihn von dem Berufe, an der Geſchichte theilzunehmen, ausgeſchloſſen hat, der Jude grade in ſeiner Miſſionsunfähigkeit, er

Digitized by Google

iſt das Schlechte am Judenthum, das Liebloſe, Partheiiſche, Hämiſche, Zerſetzende, er iſt grade Alles das, was noch immer die Emanzipation am meiſten verhindert. Und wenn Ahasver bei einem beinahe 2000jährigen Irren in der That vom Schuſter ſich heraufgebildet hat, die Weltgeſchichte mitmachte, Reiche ſtürzen und ſich erheben ſah, wenn er grade auf der Bildungsſtufe ſteht, die ihn für das „moderne Bewußtſein" empfänglich machen ſollte, ſo iſt er wiederum der Alte, Gehäſſige, der Jude, der da glaubt, Sonne, Mond, Sterne, alles drehe und bewege ſich nur der Emanzipation wegen, Göthe, Schiller, Herder, Hegel, alle müßten nur nach dem beurtheilt werden, was ſie über die Emanzipation denken, er iſt derjenige, der die Emanzipation ertrotzen will und auf ſeine Briefe und Siegel, auf ſeine Millionen, die ja der Staat nicht mehr umgehen könne, auf ſeine Steuern, die er ja zahle, wie jeder Andere, auf ſeine Menſchenrechte, auf das ohnehin ja ausgeflachte moderne Staatsleben zeigt, bald zudringlich, bald emphatiſch, bald ſpottend. Grade dies iſt der moderne Ahasver, wie er noch immer unter uns ſchachert und trödelt, wie er in der Literatur witzelt, das Organiſche zerſetzt, der ſchlechte, ſich auf ſich ſelbſt ſteifende Theil des Judenthums, der Theil des Judenthums, der meinetwegen jetzt ſelbſt ſich ſchon beſingt, Ahasver, der ſich ſelbſt in Gedichten auf ſich ſelbſt zum großen Mann und Zukunftsmiſſionär macht.

O ich möchte Euch einen Ahasver geben! Ich würde

Digitized by Google

dem Judenthum seine Geheimnisse erschließen und dem Christenthum seine Hoffnungen. Ich würde dem Juden nicht vorwerfen, daß er kein Christ, aber ich würde ihm zeigen, was er wurde dadurch, daß er kein Christ wurde. Christus fluchte dem nicht, der nicht seines Glaubens war; er fluchte ihm, weil ihm Plato, Sokrates, weil ihm Confucius und Muhamed auch geflucht haben würden, er fluchte ihm, weil er ohne Herz war, weil er das Verbrechen Christi, nicht der beleidigten Propheten, sondern des schlechten Erfolgs wegen verachtete und einen Unglücklichen verspottete. Um wieviel höher stand der Heide Pontius Pilatus, als dieser Ahasver! Ich würde eben zeigen, daß es eine Metaphysik in der Sage giebt und daß in ihr das ganze Schicksal des Judenthums allerdings ausgesprochen liegt.

Ich würde Ahasver nicht so schildern, wie ich ihn vorhin den modernen nannte. Ich würd' ihm nur Trabanten geben, welche jene schlechte Seite des Judenthums repräsentirten. Ich würde Ahasver (seine Leiden zwingen dazu, ihn in die Schule derselben zu schicken) dahin führen, daß er Entäußerung lernt, daß er die Jahrhunderte verfolgt und die Ohnmacht erkennen lernt, aus dem Laufe der Begebenheiten etwas dem Judenthum speziell zu Gute Kommendes zu entnehmen. Mein Ahasver müßte einsehen, daß die Reformation ihn nichts angeht und daß es Schande für ihn ist, daß sie ihn nichts angeht; einsehen, daß die Wiedererweckung des Alterthums aus den Klöstern

Digitized by Google

ihn nicht berührt, die Buchdruckerkunst höchstens seine partikulären Gelüste fördern könnte, das Schießpulver seine Sache nicht ist, die Entdeckung der neuen Welt ihm nicht gebührt; ich würde ihn ruhiger und verklärter zeigen, wo er endlich auf den Standpunkt Spinozas sich geschwungen, ich würde ihn zum Denker, Dichter machen und ihn da enden lassen, wo er nun als zartfühlender Nerv der Geschichte sich in einem großen Organismus betrifft, dessen Störungen und Funktionen ihn alle so berühren, wie jeden andern Nerven auch. Und mein Ahasver müßte erkennen, daß er sich an Christo versündigte und sein Verbrechen bereuen. Er müßt' es erkennen erst vom moralischen, dann vom philosophischen Standpunkte. Er müßte erst in Christo den Menschen sehen, den er kränkt, und dann den Propheten, der, seinem Stamme entsprossen, der größte Jude war, der seit dem Beginn des Christenthums gelebt hat. Mein Ahasver wird Christ; denn Strauß hat das Leben Jesu geschrieben und der Paraklet ist erschienen, der Tröster, der uns tröstet, daß die Vernunft mit dem, was erweislich Christenthum ist, übereinstimmt. Mein Ahasver läßt sich nicht taufen; (weil da die Kirche aufhört, wo die Menschheit beginnt) er tauft sich selbst; denn Schleiermacher hat gelehrt, Jeder ist sein eigner Christus.

Mag man nun diese Grundzüge abentheuerlich finden, ein Urtheil, dem ich so lange Raum geben will, bis ich bei anderer Gelegenheit meine Vorstellung von der jetzigen

Digitized by Google

Krisis der Theologie und des Kirchenwesens entwickelt und mir für eine mögliche Verwirklichung dieses Schemas drei Jahrhunderte ausbedungen habe; mögen Dr. Philippson, die Judenzeitung und die Emanzipationsvereine darüber lächeln; ich räume ihnen gern ein, daß sie sich sträuben, einzusehen, wie ihr Judenthum eine taube Nuß ist, deren Kern der neue rein praktische und polizeilich die Religion administrirende Deismus vollends ausgehöhlt hat; so weiß ich doch gewiß, daß Ahasver nicht eher Ruhe findet, bis er seinen herzlich schlechten Streich, den er Christo gespielt hat, einsieht und ihn bitterlich bereut. Christus verlangt keine göttliche Verehrung von ihm, sondern nur Anerkennung des Menschlichen und jene liebevolle Hingebung, die, selbst wenn die Juden emanzipirt würden, sie nicht überkommen dürfte, es sei denn, daß sie sich selbst emanzipirten.

Ich bin den jüdischen Interessen nicht entgegen; um so weniger entgegen, als sie bei mir mit der Lösung der christlichen coincidiren; aber warnen möcht' ich doch die Deutschen jungen Dichter, sich in eitler Schmeichelei an diejenigen Juden hinzugeben, die den gemeinen Ahasver uns als einen würdigen Rivalen mit Christus verkaufen möchten! Judenthat will ich sehen, nicht den ewigen Judenschmerz. Wo man hinblickt, sehen wir klagende und trauernde Juden, bald sitzen sie auf den Trümmern Jerusalems, bald an den Wasserbächen Babylons; was man in der Literatur jetzt anfäßt, ist das historische

Pech der Juden; die Begriffe und Sympathieen verwirren sich gräulich, der gute Geschmack wird dabei in Nothzwang versetzt, das ächte Gold in den Sagen wird gefalschmünzt und Ahasver, der die lumpigste That in der ganzen Geschichte beging, Ahasver soll noch verlangen können, daß ihm Christus Abbitte thut! Nun, Gott helf' es, wir wollen sehen, wie lange Ahasver darauf warten muß. Bleibt der ewige Jude lieblos, kalt, egoistisch, partikulär und steigert sich nach seinen historischen Erfahrungen höchstens zu dem frechen Stolze, daß man kommen müsse und ihm abbitten, dann mag er wandern, der tückische Schuster von Jerusalem, bis an den jüngsten Tag, wo er die überwachten Augen groß aufreißen und sich über den Anblick des zu Gericht sitzenden Christus höchlichst verwundern wird; dann wird er sagen: Hab' ich das ahnen können, daß etwas Großes an meinem Laden vorüberseufzte und daß man ein großer König auch ohne Dukaten sein kann! Und Christus wird ihn in einen Louisd'or verwandeln, der aber (und das würde für Ahasver die Hölle sein) keinen Cours mehr hat. Doch ich glaube und bete, daß Ahasver so endet, wie ich mirs eben dachte; denn auf die jüngern Juden hab' ich eine große Hoffnung.

II.

Julius Mosen hat die Sage verändert, doch ist es verdienstlich, daß er es nur im menschlichen, nicht im theologischen Sinne that; er deutet allerdings am Schlusse

seines Gedichtes eine Zeit an, wo über den Christen- und Judengott gleicherweise würde entschieden werden, den Tag des jüngsten Gerichts; doch in allem Uebrigen, was seiner Dichtung den Reiz einer eignen Erfindung giebt, zieht er die menschlichen und sittlichen Motive der Sage den theologischen vor. Leider kann man aber mit seinen Hypothesen nicht vollkommen zufrieden sein. Die Art und Weise, wie er Ahasver zu der Verhöhnung Christi kommen läßt, hebt das Wesen der einmal überlieferten Sage merklich auf, die Gesichtspunkte derselben werden gewaltsam verrückt, und Gefühle und Motive in das Ganze des Hergangs hineingetragen, die dessen einmal überlieferte Einheit stören. Julius Mosen hat den Versuch gemacht, Ahasvers Benehmen gegen Christus zu entschuldigen. Er giebt ihm zwei Kinder, die der Römische Proconsul für seine Lust begehrt und Christus, angefleht sie zu retten, rettet sie nicht! Ahasver, in einer dichterisch ausgezeichnet schönen Scene, tödtet sie selbst und tritt nun Christo mit dem gedoppelten Gefühl der Verzweiflung und der Rache gegenüber und höhnt ihn aus gekränktem, verzweifelndem Vatergefühl. Julius Mosen erhält durch diese Erfindung noch ein anderes Resultat. Er findet nämlich damit auch einen Grund auf, warum Ahasver nach dem Morde seiner Kinder grade den Tod für die größte Seligkeit halten muß und warum Christi Fluch, daß er ewig wandern müsse, grade an ihm eine so tragische Bedeutung haben konnte. So kommt allerdings ein pragmatischer

Digitized by Google

Zusammenhang in die Fabel; wenn nur ihr Wesen dadurch nicht entstellt wird!

Wenn Ahasver das jüdische Volk selbst sein muß, so möchte es schwer halten, für diese Erfindung auch in der Lage des Judenthums die entsprechenden Relationen zu finden. Wenn allerdings das jüdische Volk unter der Römerherrschaft in einer so trüben Verzweiflung konnte gelebt haben, daß ihm Profeten und Neuerer, wenn sie nicht eine sichtbare Macht entwickelten, nothwendig für falsche gelten mußten und es somit möglich wäre, daß Ahasver den Heiland aus Verzweiflung über die geknechtete Lage seines Volkes (das Unglück seiner Kinder) verhöhnte; so scheint mir doch im Judenthum das Gefühl, daß der Tod ihm eine Wohlthat wäre, am allerwenigsten ausgesprochen. Im Gegentheil liegt das Tiefsinnige der Sage darin, daß die Juden nichts sehnlicher als ein langes Leben wünschen (ihrer messianischen Hoffnungen wegen) und daß in Ahasvers Wanderung und seinem Todesunvermögen grade diese Sehnsucht nach Unsterblichkeit ironisch, in ihrer abstrakten äußerlichen Weise, in der für den Einzelnen selbst daraus entstehenden Pein dargestellt ist. Und ferner: Grade weil Christus deshalb von Ahasver verspottet wurde, weil er als Gott sterben mußte, wollte er über ihn den ironisch-tragischen Gegensatz verhängen, daß er fühle, welch' ein Unglück selbst für Menschen es ist, ewig leben zu müssen. Ahasver ist die tragische Consequenz der jüdischen Hoffnungen, er ist dasjenige schmerzlich

im Einzelnen, was die Juden sogern als Ganzes sein möchten, nämlich ewig. Wo liegt im Judenthum die Verzweiflung, daß es gern sterben möchte und nicht kann? Grade die Lebzähigkeit der Juden ist das Tragische bei ihrem Unglück; ans trübe Dasein fesselt sie die messianische Hoffnung, welche selbst die geistreichsten und gefühlvollsten Juden nicht aufgeben können, wie ich nur auf Steinheim, leicht den tiefsten unter den jetzt lebenden Deutschen Juden, zu verweisen brauche, der die Lage seines Volkes schmerzlich genug empfindet, aber doch die Mission desselben nicht im Tode sieht, sondern grade in einer Rückkehr aller Philosopheme und Religionen auf den, der da ist und der da war, Jehova, eine Rückkehr, die nicht stattfinden könnte, wenn die Juden nicht den unsichtbaren Tempel von Jerusalem so lange hütheten, bis die Zeit erfüllet ist. Wenn Mosen seinen Ahasver in der Verzweiflung, nicht sterben zu können, schildert, wie er sich in das Nest der Schlange legt, sich in den Vesuv stürzt, wie er die unentfliehbarsten Gefahren aufsucht und doch erhalten bleibt, so verläßt diese Zeichnung schon gänzlich die gegebenen Conturen aus dem jüdischen Volke selbst; denn das Judenthum hat nie diesen Trieb der Selbstvernichtung gehabt, es hat immer gegeizt, sich zu erhalten und aufzusparen für eine triumphirende Zukunft. Ahasver's tragisches Loos ist nicht das gewaltsame und nicht findende Suchen des Todes, sondern das matte überwachte Hindämmern, das Sichselbstüberleben, das Veralten. Die Zeit

wird immer wieder jung, neue Völker kommen, neue Helden, neue Reiche — nur Ahasver bleibt, wer er war, eine lebendige Leiche, ein Todter, der noch nicht gestorben ist. Von dieser Seite aus ist Sinn in der Sage, und Julius Mosen hat Unrecht gethan, ihn sich entgehen zu lassen oder wohl gar zu ändern oder zu verschlimmbessern.

Ahasver, im Gedichte, läßt sich übrigens nur lyrisch als Klage eines Juden auffassen; episch leidet der Stoff an einer trostlosen und öden Monotonie. J. Mosen hat dies gefühlt und versucht, seinem Ahasver eine durch Thaten und Lebensschicksale bewirkte Steigerung zu geben; allein weiter als bis zum Islam ist er mit seinem Helden nicht gekommen. Die Bewegung, die er ihm zu geben versuchte, ist von den gleichmäßigen Schuppenringen einer Schlange nicht verschieden; eine Gliederung wie die andre, immer dasselbe Beginnen und dasselbe Aufhören. Dreimal bekommt Ahasver durch göttliche Fügung seine Kinder wieder, dreimal verliert er sie durch eine Welt, deren Institutionen er nicht anerkennt; die Kinder sind immer jung und handeln nach der jungen Welt, er ist alt und verliert sie immer wieder. Es liegt darin eine schöne und ergreifende Wahrheit, eine sinnvolle Beziehung auf das Judenthum selbst; doch, zu oft wiederholt, ermüdet es, es ist kein Ende da, das Ganze verrinnt in den Sand einer immer ablaufenden und immer wieder aufgeschütteten Stundenuhr.

Digitized by Google

Nach diesen Andeutungen sieht man, daß J. Mosen ein sinniges und durchdachtes Werk geliefert hat, sich aber einer eigentlichen Lösung der gewählten Aufgabe nicht rühmen darf. Er wich von dem Buchstaben der Sage ab und mußte sich darum nur noch mehr von dem Geiste desselben, wie wir ihn im ersten Artikel zu definiren suchten, entfernen. Dieser Ahasver ist weder der rechte, noch ein möglicher; denn der Prüfstein alles dessen, was man in den Ahasver hineinlegen kann, bleibt das jüdische Volk selber, dessen Natur und Streben J. Mosen sich nicht lebendig genug vergegenwärtigt hat. Es kommen in seiner Auffassung der Sage offenbare Verstöße gegen den Geist und die Geschichte des Judenthums vor, so daß man sich zuletzt nur noch die Frage aufwerfen darf, ob seine Dichtung durch ihre poetischen Vorzüge und Schönheiten den Mangel einer befriedigenden doktrinären Erschöpfung des Stoffes verdecken und durch die Form für den Inhalt entschädigen kann?

Ich kann jedoch nicht sagen, daß ich an Gedichten, deren Idee mir verfehlt scheint, selbst bei sonstigen Schönheiten große Freude habe. Die Blumen und Bilder und aufgethürmten Gleichnisse können all nichts fruchten, wenn der ganze Bau keine Solidität hat; so ist es mit Lenaus epischen Versuchen, so ist es mit Mosens Ahasver. Dazu kommt, daß theils in dem breitspurigen Versmaaß, theils in der Methode der Darstellung der epische Charakter gar zu sehr mit dem reflektiven der Dante'schen Dichtungen

Digitized by Google

verwechselt ist. Das Mosen'sche Lied fühlt sich selbst, spricht von sich selbst, ist sich seiner auf eine öfters schwülstig wirkende Weise bewußt. J. Mosen war früher einfacher und durchsichtiger. Er hat sich von dem Schwulst der neuesten Manier eines Anastasius Grün, Karl Beck und Andrer anstecken lassen und redet mit wahren Feuersbrunstzungen, statt mit feurigen. Seine Bilder und Schilderungen sind oft schwülstig und übertrieben, wie denn auch ein sehr affektirtes Wesen darin liegt, daß fast jeder Gesang mit einem breit zerlegten und tranchirten Gleichnisse beginnt. Manche Bilder sind ungehörig und ermangeln aller „Tertien der Vergleichung;" z. B. soll der Mond einer verschleierten Nonne gleichen, wo, wenn die Keuschheit damit gemeint ist, man das Gleichniß schon humoristisch, nicht mehr episch-ernst nennen muß; die Belagerung einer Stadt wird mit einer Krähe verglichen, die allmälig eine Muschel aufpickt u. s. w. Diese schwülstigen und nur dem Humoristen erlaubten Bilder kommen von der irrthümlichen Vorstellung her, daß man zu Allem und Jedem in der Dichtung Gleichnisse geben kann. Bei faktischen Dingen kann sich nur der Humorist Gleichnisse erlauben. Der Lyriker, Dramatiker, Epiker glaube nicht, daß er nach dem Beispiel Homers für Alles und Jedes Bilder geben dürfe, und selbst wenn sie ihm unwillkürlich einfielen! Es giebt hier Gesetze für die antike und moderne Dichtung, die wahrscheinlich noch in keinem Compendium der Poetik stehen, die aber wahre Dichter schon von selbst

Digitized by Google

in jener Hand haben sollten, welche mit dem Plektrum die Leier schlägt.

Ueberhaupt hätten wir die Dichtung Mosens viel einfacher und naiver gewünscht. Gleich die ersten Verse fangen in einer Weise an, die gar zu pomphaft und bis zur Stunde mir ihrem Sinne nach noch unverständlich ist. Die gleich darauf beginnende Erzählung ist keine Erzählung, sondern Angabe eines Themas; schwer, sehr schwer bewegt sich der Rhythmus vorwärts; allzu große Massen setzt der Dichter in Bewegung, um die einfachsten Dinge zu berichten. Der zweite Vers S. 8 ist ganz unverständlich; ebenso der fünfte S. 10. Anderswo geht der poetische Ton verloren z. B. S. 27:

Da scholl durch die Natur ein Wehschrei gräßlich,
So mark- und beindurchdringend, unerhört,
So jammervoll, wildfremd und unermeßlich;

diese sieben abstrakten Epitheta sind wahrlich prosaisch!

Diese Rügen sollen die Vortrefflichkeit vieler Partieen nicht ausschließen; im Gegentheil kann alles das, was wir in einer so ausführlichen Beurtheilung nicht verschwiegen, gesagt sein, ohne daß darum dem ganzen vorliegenden Gedichte der Totaleindruck einer schönen, mannigfach reizenden und die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienenden Schöpfung geraubt würde. Julius Mosen ist ein tiefes und begeistertes Dichtergemüth. Er schafft seine Werke mit seelenvoller Hingebung; er hat den Glauben an eine ihm gewordene Offenbarung, deren Heiligkeit ihn

Digitized by Google

treibt, seines Dichtens als eines frommen Priesterdienstes zu walten. Werke, wie dieser Ahasver, soll die Nation und die Kritik hegen und pflegen; denn das ist ihnen unverkennbar aufgedrückt, daß sie die Frucht geheimnißvoller Weihestunden sind, und daß selbst die streitenden Erörterungen, die sie hervorrufen, nicht Statt finden würden, wenn diese Dichtungen nicht den Stempel einer der Classizität sich nähernden Vollendung trügen.

Digitized by Google

Nachtrag.

I.

Seitdem ich an dem Kampfe der Ideen gegen verrottetes Herkommen Theil nehme, hab' ich meine Feder der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gewidmet. Die Gründe, welche für diesen Akt der Gesetzgebung sprechen, sind so erschöpft, daß sich ihnen zu widersetzen eben so viel Herzlosigkeit wie Mangel an politischem Verstande verriethe. Die Frage ist kaum noch die, ob die Juden gleichgestellt werden sollen, (vom industriellen Egoismus oder von religiöser Intoleranz könnte sie nur noch bestritten werden) als die, wie man den Juden die bürgerliche Freiheit, welche sie über kurz oder lang in allen Deutschen Staaten erhalten werden, zu einem ihrer eigenen Gesammtheit ersprießlichen Genusse und die Ausgleichung mit der christlichen Gesellschaft so vollständig und beziehungsreich als möglich machen könne.

Man hat mir gesagt, daß mein Artikel über den ewigen Juden mit diesen Grundsätzen ebensowenig übereinstimme, wie mit der freien Auffassung des Christenthums, welche mein religiöses Glaubensbekenntniß bildet. Ich

Digitized by Google

hätte aber weder geglaubt, daß man einen aus der Natur und frühern Geschichte des Judenthums hergenommenen Commentar über eine so ziemlich in der Luft schwebende Sage als eine Feindseligkeit gegen die bürgerliche Frage des Judenthums auslegen, noch daß man mir verdenken würde, daß ich bei aller Freiheit des Gedankens noch eine Vorliebe für das Christenthum verrathen könne! Wenn ich, um einen leidigen Zwist beizulegen, der unsre Gesellschaft untergräbt, wenn ich, um dem Judenthum die Möglichkeit eines vollständigen Anschlusses an unsre Staats- und Erwerbsordnung zu sichern, immer und überall für die Emanzipation stimmen werde, so sollte man doch darum noch keine wankende Anhänglichkeit an das Christenthum oder auch nur eine mehr, als zur Sache gehörige Neigung für das Judenthum selbst voraussetzen. Die Sage vom Ahasver ist ein allgemeines Urtheil über das Judenthum; ich habe nichts versucht, als ihr aus den Auswüchsen und Gebrechen desselben eine Deutung zu geben. Ich habe endlich hier auch nicht mit der jüdischen Gesellschaft, sondern mit einigen jüdischen Dichtern, Philosophen und Schriftstellern zu thun.

Statt mir Judenhaß vorzuwerfen, hätte man sich fragen sollen: Wie kommt es, daß ein Mann, der unsrer Sache zugethan ist, in eine so plötzliche Erzürnung über uns gerathen kann? Ich würde dann haben antworten müssen: Mein Artikel ist nicht gegen die Gemeinde und deren Sache gerichtet, sondern erstens gegen einige jüngere

Digitized by Google

Dichter, die, unwillig über die so lange verzögerte Befreiung, sich in den Schooß des Judenthums zurückwerfen, und eine Bildung, die sie lediglich der civilisirenden Kraft des Christenthums verdanken, zu übertriebenen und das christliche Gefühl nur herausfordernden trauernden Rabbi- und Ahasvergesängen verwenden; zweitens gegen jene Philosophen, die aus Bitterkeit über die noch andauernde Lage der Juden sich hinreißen lassen, sogar der Wissenschaft eine ihr noch zu gebende jüdische Färbung zuzumuthen und Christus man möchte fast sagen persönlich hassen, da sie doch einsehen könnten, daß er nächst Moses ihr größter Held und Charakter war; drittens gegen diejenigen Juden, die da glauben, man solle ihnen die bürgerliche Freiheit aus religiösem Indifferentismus geben; viertens gegen diejenigen, die bei den Schwierigkeiten, welche die Emanzipation gegenüber der bigotten und dem Judenthum so feindseligen christlichen Volksmasse hat, bei der so lästigen Verschiedenheit der das Gewöhnlichste im Leben berührenden jüdischen Gebräuche, bei historischen Entwickelungen, die in den Dingen, nicht in den Menschen liegen, vom Christenthum gar verlangen, es müsse dem Judenthum etwas abbitten; fünftens gegen diejenigen, welche gleichsam in einer Noah-Arche der Erwartung sitzen und von Jahr zu Jahr das Fenster öffnen und fragen: Sind wir schon emanzipirt? die dann, wenn die Gewässer noch nicht verzogen sind, das Fenster wieder schließen und sich, ohne Interesse für die übrige Welt, von den Wellen wieder forttreiben

Digitized by Google

laſſen; die da gänzlich vergeſſen, daß ſie ſich ſelbſt darauf berufen, ſie wären Deutſche und doch nur die Geſchichte des Vaterlandes darnach beurtheilen, daß ſie unter Napoleon, den ſie darum verehren, frei waren und in den jetzigen Zeiten, die ſie darum haſſen, gedrückt ſind. Es ſind nicht die Intereſſen des Judenthums, die ich beeinträchtigen will; nur ſind' ich, daß grade die, welche die Gebildetſten an der Spitze des Judenthums ſind, viel zu ſehr an einer gefährlichen Trennung arbeiten, den Zwieſpalt übertreiben, die Leidenſchaften ſchüren, die Ausſöhnung durch ihren Groll nur erſchweren, die Gleichſtellung nicht immer richtig und für das chriſtliche Gefühl zart genug motiviren, den Einfluß der gebildeten Chriſten auf die Ungebildeten überſchätzen, die hiſtoriſchen Entwickelungen über's Knie brechen und ſo lange, bis ihnen die Emanzipation geworden iſt, ordentlich ein Neutralitätsverhältniß zu ihrem Vaterland beobachten. Ich brauche nur an Dr. Philippſon zu erinnern, der eine Zeitung nicht für die Sache der Emanzipation (denn das hätte Grund) ſondern für das Judenthum im Allgemeinen herausgiebt, eine Zeitung, die ſich ein Geſchäft daraus macht, aus allem, was in der Welt vorgeht, den jüdiſchen Antheil daran einzuregiſtriren und nicht von Onslow, Moſcheles, Kalkbrenner, Roſenhain, Thalberg in eins zu ſprechen, ſondern bloß Moſcheles, Roſenhain, Meyerbeer, Halévy hervorzuheben, gleichſam als wenn Meyerbeer ſeine Kunſt nicht dem Abt Vogler ſondern dem Talmud verdankte!

Digitized by Google

Diese Betrachtungen waren es, die mich die Sage vom Ahasver auf eine Weise auffassen ließen, welche die aufrichtigste Theilnahme an der bürgerlichen Frage des Judenthums und meinen innigsten Wunsch, die Gesetzgebung möchte endlich zu diesem Behuf an weise, duldsame und auf der Höhe unserer Zeit stehende Gemüther kommen, nicht ausschließt.

II.

Auf solche Entgegnungen, wie sich eine in den neuesten Nummern der Zeitung für die elegante Welt findet, mußt' ich gefaßt sein. Doch scheint mir der Verf. der letztern, abgesehen von den Aeußerungen eines verletzten Gefühls, die ich ihm, als einem Israeliten, nicht verdenken will, von der Ahasversage wieder nur jenen allgemeinen, dämmrigen Begriff zu haben, der jetzt so viel in der Literatur herumspukt und mich grade zu einer so strengen Opposition dagegen veranlassen konnte. Ich wiederhole: Die Ahasversage ist eine christliche, keine jüdische. Soll sie ächt und rein bleiben, so muß sie es als christliche oder man läßt sie, als eine Ausgeburt finstrer Zeiten, gänzlich fallen. Wird sie ausgebildet und bearbeitet, so muß sie in der Hauptsache die bleiben, die sie von Anfang war. Ein Umdeuteln und Hineinlegen kann bei Sagenstoffen nur stattfinden, wenn der dichterische Bearbeiter das Ursprüngliche potenzirt, das Gemeine der Auffassung veredelt und, wie Göthe gethan hat, aus dem Zauberer Faust einen Philosophen mit der Bildung unserer Zeit macht. Etwas ganz Andres ist aber die Art, wie die jungen jüdischen Dichter den Ahasver umgestalten wollen. Sie

Digitized by Google

wollen aus dem, was schlecht war, ein polarisch Entgegengesetztes machen, etwas Erhabenes; sie wollen Ahasver, der ein erbärmliches Wort in der Sage spricht, zum Träger hoher Ideen in ihrer Dichtung machen. Das nannten wir falschmünzen und werden noch immer dabei bleiben: Ahasver ist eine Christensage: man lasse sie entweder gänzlich fallen oder behandle sie nach dem Geist, der einmal in ihr ausgesprochen ist, dem christlichen. Die Frage des Judenthums, die Frage des Tages, findet im Ahasver gar keine Erledigung, es sei denn so, wie ich es früher, ohne damit ein Maaß geben zu wollen, skizzirt habe. Der Emanzipationsfrage gegenüber wird man immer besser thun, diese Sage schlummern zu lassen. Sie ist nicht geeignet, die Gemüther beider Religionspartheien zu versöhnen. Wollen aber junge jüdische Dichter sie behandeln, dann müssen wir Christen wenigstens Acht haben, daß uns theuerwerthe Dinge von ihnen nicht dabei entstellt oder entwendet werden.

Der Verf. der erwähnten Entgegnung sagt, die Lösung der Emanzipationsfrage läge über das Christenthum hinaus. Ich glaube dies ebensowenig, wie ich nicht weiß, was anders für eine Beziehung das Christenthum zu jener Frage haben kann, als die, daß wir friedfertig und duldsam die Sache einer Gemeinde entscheiden mögen, die mit uns aufgewachsen ist und durch ihr Glaubensbekenntniß nicht sollte gehindert werden, an irdischen Dingen, nach denen ohnehin des Christen Sinn nicht trachten dürfte, Theil zu nehmen so wie wir. Ich gestehe sogar, daß ich

Digitized by Google

recht gut weiß, wir leben in einem Zeitalter der religiösen und politischen Gährung, wir haben eine spekulative Richtung, die über dem Positiven schwebt, wir haben Strauß, wir haben um mit dem obigen Verf. zu reden „tausend flammende und rauchende Zeichen" aber praktisch, verständig die Dinge angesehen, hängt die Frage des Judenthums wohl nur vom endlichen Siege jener Aufklärung auch bei uns ab, die in Holland und Frankreich die Emanzipation längst zugelassen hat. Was da von den jungen jüdischen Dichtern, den Sängern des Judenschmerzes u. s. w. in die Frage hineingetragen wird, kann nur dazu dienen, sie zu verwirren und ihr eine Opposition bei solchen christlichen Gemüthern zu schaffen, die nicht Lust haben, dem Judenthum eine Mission, dem Ahasver eine Zukunft und dergleichen einzuräumen. So wenig durch das Alles, was jetzt im Schooß des Christenthums vorgeht, etwas anders erzielt wird, als eine freiere Auffassung desselben, so wenig können wir glauben, daß wir, frei geworden im Sinne unsrer Zeit, das Christenthum und Judenthum sich noch einmal an einander indifferenziiren sehen sollten. Die Emanzipationsfrage ist eine der Politik und der Sitte, keine Frage der Metaphysik und der Religionsgeschichte. Wer unter den Juden sie zu letzterer macht, wird erleben, daß er Vielen eine Angelegenheit verleidet, der sie sonst mit Rath und That so herzlich und innigst geneigt sind.

Digitized by Google

Der Musenalmanach auf 1839.

Erklärte nicht Herr von Gaudy am Schlusse des diesjährigen Musenalmanachs, er würde ihn in Zukunft fortsetzen, so möchte man glauben, daß dieser zehnte Jahrgang sein letzter wäre. Dürrer und mißrathener ist die Herbsternte unsrer Lyrik seit mehreren Jahren nicht ausgefallen. Die bessern Namen fehlen diesmal und die guten, die sich einfanden, haben in einer schlechten Stunde gedichtet. Dazu im Hintergrunde Chamissos Sarg — man möchte von dem Almanach wie von einem kranken Freunde Abschied nehmen, von dem man schmerzlich ahnt, daß er das nächste Frühjahr nicht überleben wird.

Den beiden Gedichten von G. Schwab sieht man zu sehr die äußerlich gegebene und schnell von ihm ergriffene Veranlassung an. Chamisso hat unstreitig das Beste beigesteuert. Seine Bearbeitung des armen Heinrich (eines Gedichtes, das Göthen so widerwärtig war) ist fließend und warm; die „drei Schwestern" sind vortrefflich. Die „stille Gemeinde" ist schon oft bearbeitet; die übrigen

Gedichte haben mindern Werth und rühren nur durch die Andeutung dessen, was inzwischen eingetroffen ist, des Todes. Wessenberg giebt Gefühle, die wenigstens tief empfunden sind. Seine Reflexion wiegt sich immer auf den wohlklingendsten Worten. Hoffmann von Fallersleben hätte uns durch Besseres erfreuen können; für den „erschlagenen Ritter" giebt leider in demselben Almanach ein Uebersetzer die Quelle (Puschkin) an. Fr. von Sallet ist besonders fruchtbar gewesen. Seine Weise nähert sich der Gaudy'schen; indessen wird die Form doch oft zu locker und lose und dem Gedanken, der mit so viel naiver Prätension (denn Nonchalance ist oft die größte Prätension) vorgetragen wurde, fehlt die eigentliche Tiefe. Man hat nicht viel, wenn das Gedicht zu Ende ist. Die „Verjährung" von J. G. Seidl ist ein schöner dichterischer Gedanke, der leider verstandesmäßig („Wie — also") ausgeführt ist. Fouqués alter Dessauer in Nürnberg ist so charakteristisch, daß man sich diesmal die Borussomanie gefallen läßt. Die „wahrhafte Fabel" ist ein Berliner Eckensteherwitz. „Der Tischler und seine Gesellen" von O. von Sydow ist recht brav; vielleicht ein wenig zu künstlich natürlich gemacht mit dem vorgesetzten Verbum. O. F. Gruppe tritt weit dichterischer auf, als man dem in ihm überwiegenden Verstande zutrauen möchte. In dem Gedichte: „Papagei" spukt Freiligrath; der Anfang: „Urwildniß!" ist von ihm. „Reiters Abschied" ist ein ganz vortreffliches Gedicht. E. M. Arndt kräftig, die-

Digitized by Google

der und etwas zu Deutsch für Friedenszeiten, wie immer. Eichendorff hat kein Glück gehabt. A. Elliſſen scheint den diesmal fehlenden L. Braunfels ersetzen zu wollen. A. Kopiſch faselt angenehm, wie gewöhnlich, wenn von Wasser, Wein, Noah u. s. w. die Rede ist. Sein Elfenübergang ist kindisch und scheint dem Brentano'schen Mondnachtskirchgang der Mäuse nachgebildet. Gustav Pfizer lieferte unstreitig die schlechtesten Beiträge. Diesen jungen Mann, dem so manches früher gelungen, scheint die höhere Weihe ganz verlassen zu haben. Seine Verse sind so glatt hingepfuscht, wie wir noch nie etwas von ihm gelesen haben. Kein bedeutendes Bild, keine ergreifende Veranlassung des Gedichts — ja in den „Typen" ordentlich, als wenn ihm Einer ein Pensum gegeben hätte, das er in Verse umsetzen sollte. Die versifizirte Darstellung des jetzigen Spanischen Erbfolgekrieges ist ebenso geschmacklos wie langweilig. Hans Tiro zeigte sich zu sehr als Tiro. Stägemann tritt markig, edel und sicher auf. Die Epigramme auf Napoleon (Stägemann nennt ihn Bonaparte) sind, an das Licht der Zeit, aus der sie kommen, gehalten, kostbare Edelsteine. Das dritte Sonnet hat einen Gegenstand, für den der Dichter keine Sympathie voraussetzen darf. „Des Propheten Erdengang" von V. Strauß ist in der Form recht artig, im Inhalt etwas gewöhnlich. Die Gedichte von Gaudy tragen wie immer ein originelles Colorit. Der Choleracordon auf der Schlesisch-polnischen Gränze,

Digitized by Google

den Gaudy als Offizier mitgemacht*) zu haben scheint, hat ihm eine hübsche Ausbeute für die Darstellung des Sarmatenwesens gegeben. Sein Studium Berangers verführt ihn öfters zu einer Leichtigkeit, die seine Gedichte fast vaudevilleartig macht. „Die Bettlerin von Pontneuf" ist wohl schwerlich mehr, als ein Couplet. Auch beim sonst recht artigen „Lebenslotto" scheint Gaudy daran gedacht zu haben, daß er glücklich wäre, auf dem Leierkasten abgespielt zu werden. Das Gedicht an die Schwaben drückt die selige Ueberraschung aus, die ein Norddeutscher in der poetischen Schwäbischen Natur genießt. Der Gruß an die Dichter des Landes kommt gewiß vom Herzen; ein Norddeutscher muß sie in ihren Bergen und Thälern beneiden. Eine Berliner Weinkneipe mit Drukkerschem Afterwitz und Französischem Rothwein hält wahrhaftig nicht die Vergleichung mit der gemeinsten Stuttgarter Schenke aus, wo es röthlichen Schwabenwein, eine Kellnerin aus Zuffenhausen oder ein Käthchen aus Heilbronn und nichts dazu giebt, als frisches Gerstenbrodt und das Blasen des Thürmers von der Stiftskirche und den so poetisch klingenden Nachtwächterruf: Wohl um die neun Uhr!

*) Ein preußischer Offizier sagte einmal: Ich habe die Campagne von 1815 und den Choleracordon mitgemacht.

Digitized by Google

Deutſcher Muſenalmanach auf 1841.

Berlin, bei Simion, 1841.

Ich werde dreißig Jahre, Ihr lieben Sänger; ich will Euch nicht mehr beurtheilen. Ich will eine Anzeige, die keine Beurtheilung ſein ſoll, mit dem Geſtändniß eröffnen, daß ich nicht mehr ſo harmlos fühle, wie in meinen Frühlingstagen, nicht ſo leicht träume, nicht ſo leicht Thränen vergieße, wie damals, wo mir der Muſenalmanach jährlich eine Chriſtbeſcheerung war. Was blätterte ich ſonſt in dem zierlichen, goldgerandeten Bändchen! Was nahm ich andächtig Euren Glauben, zärtlich Eure Liebe, gläubig Eure Hoffnungen auf! Und nun — wie wenig rührt mich Eure Nachtigall, wie wenig labt mich Euer Waldesgrün: ſeid Ihr Kinder geblieben oder bin ich alt geworden?

Ach, ich denke an meinen alten Lehrer zurück. Kinder, ſprach der einſt zu uns jungen Primanern, Kinder, wenn Ihr an Poeſie noch Freude haben wollt, ſo genießt ſie jetzt! Leſet jetzt die großen Dichter, die unſre ewigen Muſter ſind und bleiben werden! Es kommt der Tag, da

Digitized by Google

Eure Sinne stumpf werden, Eure Augen für die Farbe, Eure Nerven für den Duft erlöschen: Leset jetzt! O, könnt' ich noch mit der Begeisterung lesen, wie damals, als ich so jung war, wie Ihr es seid!

Diese Erklärung meines Lehrers machte mich damals sehr unglücklich. Ich hatte soviel zu thun, um ein Mann zu werden; da galt es, sich auf so unzählige Capitel im Tacitus, soviel Verse im Sophokles zu präpariren und Geschichtszahlen zu lernen und Mathematik zu treiben und physikalische Experimente zu machen — und das Schöne am Leben, die Poesie — die Poesie konnte mir über Nacht verblühen; mein Sinn für das Schöne mir verwelken! Mit Grauen sah ich unsern Lehrer an, der gesagt hatte: O, könnt' ich Dichter noch so genießen, wie ich sie als Jüngling genoß. Ich war Jüngling, sahe den Winter vor mir, den grauenvollen und hatte soviel, soviel zu thun! Ich war sehr unglücklich.

Verzweiflend ging ich herum. Ich fühlte, ich mußte mich jetzt an die Dichter machen oder nie. Jetzt wußt' ich, liebt' ich noch Schiller — einst, o Gott — wenn eine Zeit käme, wo Dir der Duft abgestreift wäre vom Schiller und er Dir nichts mehr wäre als ein forçirter Schwärmer. Jetzt konnt' ich noch weinen mit Hölty, singen mit Uhland, schwärmen mit Herder und wie, wenn einst mein Auge trocken, mein Sinn nüchtern bliebe im Lesen und Genießen des Schönen? Ich nahm die Nacht zu Hülfe. Ich las und las. Ich jagte durch Goethe,

Digitized by Google

Shakespeare, Calderon, Arioſt, Taſſo, Schiller. Ich habe damals alles geleſen, was groß und poetiſch iſt. So hab' ich nie geweint, wie ich mit Antonius an der Leiche des Cäſar weinte. Es war ein Sonntag, gegenüber predigte Schleiermacher auf der Dreifaltigkeitskirchenkanzel, ich ſah durch mein Fenſter den kleinen ſchwarzen Mann, aber mich feſſelte Antonius. Ich tragirte ihn ſelbſt hinter der Fenſtergardine und mußte inne halten, weil ich vor Schluchzen nicht weiter konnte.

Ich habe damals viel in mich aufgenommen, vielleicht zu viel. Ich habe damals alles geleſen und nichts behalten, wenig verſtanden. Ich kenne Goethe, Shakespeare, Arioſt, den ganzen Calderon — und habe ſpäter alles noch einmal leſen müſſen, weil ich mich auf nichts mehr beſinnen konnte. O, die Furcht vor dem Lebenswinter war doch wohl zu voreilig geweſen. Mein Profeſſor hatte ſich ſchwerlich gedacht, daß es unter ſeinen Schülern einen Narren gäbe, der ſeinen Ausſpruch buchſtäblich nehmen und die Literaturen aller Völker, aus Furcht, für ſie unempfänglich zu werden, verſchlingen würde.

Und doch hatt' er in vielem Betrachte Recht. Wie fein, wie bedeutungsvoll müßt Ihr Sänger des Muſenalmanachs ſchon ſein, um mich zu feſſeln. Eure Thränen machen mich lachen, Euren Schmerzen glaub' ich nicht: Eure Bilder ſind mir nicht neu: wie wenig, was ich

Digitized by Google

mich überwinden kann, zweimal zu leſen! Seid Ihr flauer, als früher, oder bin ich alt geworden?

Ich ſchlage das zarte Büchlein auf. Zwei Schildhalter ſtehen draußen: der Ruge, der Echtermeyer. Was wollt Ihr Hellebardenträger? Der Ruge, ganz blutig von ſeinen Kämpfen für den freien Gedanken, der Echtermeyer, ein wackrer Mann ohne Bedeutung! Was wollt Ihr unter den Dichtern, unter den Lyrikern? Wie kömt Ihr Leute werben, luſtig Volk, das kein Glaubensbekenntniß hat, als Liebe, Luſt, Wein, Weiber und Geſang? Der Wein wird ſauer werden, wenn Ihr lange da vorn ſteht! Gewiß, Ihr ſeid in der Schlacht am Platze; aber hier tretet weg; laßt einen luſtigen Geſellen an die Spitze, einen Eichendorff, einen Schwaben, einen Neutralen. Ihr muckt alle Tage in Euren Blättern einen Lyriker ab: wie können die armen Haſen zu Euch Vertrauen faſſen? Geht Ihr da weg, Ruge und Echtermeyer. Laßt andere, die ſieben Schwaben, oder wer will, hintreten, den Freiligrath — Ihr gehört nicht in dieſe kindliche Geſellſchaft!

Eichendorffs Porträt ſteht vorn. Sieht wie ein preußiſcher Regierungsrath aus, hat aber ein gemüthliches Herz, ob ich gleich dem Gemüth der Romantiker nicht traue. Ich kenne viele des Gelichters, die die Feder nicht führen können, ohne von Mond und Lilien zu reden und im Leben doch rechte Lümmel ſind. Ich ſtoße mich aber nicht an dem Regierungsrath; ſeine Sächelchen ſind

Digitized by Google

wieder ganz hübſch und das „Incognito" ſogar liebenswürdig. Aber da gleich der folgende: Herr Hoffmann von Fallersleben. Er ſingt von Helgoland. Helgoland, das kennen wir doch wohl? Er ſingt von Lotosblumen. Lotosblumen in Helgoland. Schnack! Zwölf Minnelieder, eins unbedeutender als das andere. Armes Mädchen, dem ſie gelten; arm, denn entweder biſt Du keiner beſſern Poeſie würdig oder Du bekommſt einen langweiligen Dichter zum Mann. Sieh', liebes Kind, dieſen Liedern ſchenke keinen Glauben! Wer ſo dichten kann, kann die Verſe zu Dutzenden aus dem Aermel ſchütten, hat ſchon Tauſend Andere beſungen und wünſchteſt Du einen Liebe-Improviſator zum Manne zu haben? Dieſer Hoffmann von Fallersleben hat ſich neuerdings durch unpolitiſche Lieder einen Namen gemacht. Kurze Waare, die ſich die Miene giebt, als könne ſie in Preußen mit langer Elle gemeſſen werden, während der gute Patron doch ſo zahm in ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß iſt, daß er für jedes Gift ein Gegengift, für jedes Pereat auch gleich auf der andern Seite ein Vivat hat. Eins lies, lieber Leſer, die Schmeichelei auf S. 20 dieſes Muſenalmanachs! Es iſt doch merkwürdig, was eine abgeſchlagene Bibliothekarſtelle alles aus einem harmloſen Manne machen kann, der früher nur unter Mücken und Johanniswürmern freiſinnig war und zuletzt auch ſatyriſch über Mauth-Anſtalten, Päſſe, Chauſſéen und ähnliche mittelalterswidrige Inſtitutionen wird. Der

Digitized by Google

ganze Freimuth des Herrn Hoffmann von Fallersleben concentrirt sich nämlich in der Satyre auf das, was die Satyre vertragen kann. Gegenstände und Personen, die hinten ausschlagen können, singt er mit gebührendem Lobe an.

Graf Alexander von Würtemberg sieht sich in allen seinen hier mitgetheilten Gedichten zu Pferde. Wozu diese Koketterie mit seinem Stall? Dichtet er für junge Damen im „großen Graben" zu Stuttgart, vor denen er Fenstercourbetten macht? Dichtet er für seinen Stallmeister? Dichtet er für Pferdehändler? Er fängt an:

Mein treffliches Roß,
Arabischer Abkunft,
Mein liebster Genoß u. s. w.

Was brauchen wir zu wissen, daß Herr Graf Alexander gute Pferde hat? Sein Schwager, Graf Sandor, hat vielleicht noch bessere.

Zu jagen in Fluchten
Durch Wälder und Schluchten —

Immer noch zu Pferde. Zwei Dinge hat der Graf gerne: 1) ein Schiff, 2)

Doch mehr ist mir werth,
Im freien Galoppsprung
Mein treffliches Pferd.
Den Tritt der Verachtung
Giebt er dem Planeten,
Dem morschen, verdrehten,
Bei jeglichem Fußschlag.

Und so scharren und stampfen die Rosse in sämmtlichen

Gedichten des Herrn Grafen fort. Wenn dieſer Cavalier die Poeſie nur in ſeinem Stalle findet, ſo werden ihm nur Bereiter und Roßkämme dahin folgen können. Ich bin weit entfernt, das Poetiſche des Reitens zu verkennen und mein guter Freund, der Bereiter Weber in Hamburg, wird mir das Zeugniß geben, daß ich ſeiner Schule bis jetzt noch keine Schande gemacht habe und wir im Felde draußen manchen wackern Ritt gewagt haben, aber die bloße poetiſche Koketterie iſt noch keine Poeſie! Man muß in der Welt ganz andere Dinge bezwungen haben, als Pferde, wenn man das Recht haben will, das Publikum mit ſeinen Gedichten zu behelligen. Die Nation iſt kein Jokeyklubb und der Wettlauf nach dem Parnaß kein Pferderennen. Es iſt mit dem Herrn Grafen grade ſo, wie mit dem bürgerlichen Dr. Laube in Leipzig, der ſeine poetiſche Beſtimmung neuerdings durch ein Jagdbrevier hat dokumentiren wollen. Die Literaturgeſchichte des Herrn Laube wird darum nicht gründlicher und die im Brevier mitgetheilte Reimerei darum nicht poetiſcher, daß Herr Laube alle Winter einige Haſen ſchießt und jetzt durch die Literatur als grüner Jäger, vorn und hinten Wildpret, reitet.

Gedichte von Tenner. Bedürfen des Geſanges, um zu gefallen.

Gedichte von F. A. von Stägemann. Hier iſt Poeſie! Hier iſt Erhebung, Gluth, Wärme, Licht und Dunkel. Nicht rührender konnte ein Schwan vor ſeinem

Digitized by Google

Tode singen. Aus tiefster Brust quillende, langhallende Seufzer. Eine Sehnsucht nach dem Tode, die man versteht, wenn man weiß, wie ein hoher, geliebter, weiblicher Geist dem Dichter voranging. Und welche Sprache! Wie zaubervoll die Behandlung des Verses! Welcher Reichthum in Wendungen, Zusammensetzungen und bezeichnenden Beiwörtern! Und das alles so gelegentlich, so hingeworfen, so absichtslos! Man fühlt sich von einem weißen, reinen Himmelslichte umflossen, wenn man diese Empfindung eines edlen Geistes frei auf sich wirken läßt. Jedes folgende dieser Sonnette ist immer schöner, als das vorangehende.

E. Ferrand. Seit lange habe ich nichts von diesem jungen Berlinischen Dichter (Schulz) gelesen. Er hat Fortschritte gemacht. Seine lyrische Zerflossenheit hat sich gedichtet. Er knüpft seine Reflexionen an wirklich poetische Momente, wenn ihn auch noch gegenwärtig der Vorwurf einer zu großen Redseligkeit trifft. Abgränzung, Fixirung der Eindrücke, mehr Epigrammatik.

Zwei Gedichte von E. M. Arndt. Nicht mein Geschmack. Ich erinnere unsere Leser an den im ersten Band gemachten Unterschied zwischen Alpengeistern und Brockengeistern.

In „Wüstentäuschung" von A. Bube vermißt' ich den höhern Sinn. Levin Schücking giebt „Jugenderinnerungen," die sich durch klare Anschauung, landschaftliche Treue und Heimlichkeit des wirklichen Erleb-

Digitized by Google

nisses auszeichnen. Nur muß grade bei diesem Streben, aus dem Gegebenen das Poetische zu entlocken, nach einer möglichst allgemein zu fassenden Staffage gesehen werden. Ein einziges Wort, z. B.: „Ein altes Mauerwerk" u. s. w. ist hier anschaulicher, als die noch so sinnigste ausführliche Beschreibung. Der „Geyerpfiff" von Annette von Droste Hülshoff in Münster. Ein herrliches episches Talent. Die Pinselführung keck, die Farben wahr, Licht und Schatten mit einer Meisterschaft vertheilt, die sich nur an einem größern und würdigeren Stoffe, als einer Räuberscene offenbaren sollte. Gedichte von W. Viol. Nach Uhland kam noch mancher Frühling und jeder hat sein Recht, aber nicht jeder Frühlingssänger mehr. Man muß auch der Natur neue Seiten abgewinnen können. Diese entdecken wir in den Versen des Herrn Viol nicht. „Evangelische Gedichte" von Fr. von Sallet. Seit einiger Zeit hat dieser sonst so muntere Sänger einen kirchlich-polemischen Ton angenommen. Er legt die Bibel im Sinne der modern-philosophischen Aufklärung mit gesundem Witz und poetischer Weihe aus. Der polemische Theil gefällt uns daran am besten, denn zu dem construktiven würde mehr von der innern Intuition und anschauenden Mystik eines Angelus Silesius gehören. „Zwei Gedichte" von J. G. Seidl. Ist jeder dichterische Gedanke Gedicht? Jedes Bild, das in zwei Worten ausgedrückt genügte, in weitläuftiger Paraphrase auch Gedicht? Johannes

Blau. Kennen des Mannes nicht. Lieferte Unbedeutendes. „Fahrwohl der Hoffnung" von H. Püttmann. Klingt wie engliſche Almanachspoeſie. Die Hoffnung muß Eins ſein. Zugleich Roß, zugleich Nachtigall, zugleich Panzerkleid gehört ſie der Rhetorik, nicht mehr der Poeſie an. „Kaukaſus" von L. Braunfels. Etwas dunkel. Wir laſen ſchon Hübſcheres von dieſem talentvollen Dichter. „Werth der Blüthe" von A. Kahlert iſt ein artiger Spruch; die beiden andern Gedichte ſind unbedeutend. „Cactus grandiflorus" von F. W. von Kawaczynski beſchreibt das Blühen der genannten Blume in etwas pomphaften, aber gutgefügten Verſen. Die Blumen ſollen an den Dichtern ihre Gärtner, aber nicht ihre Hiſtoriographen finden. Adolph Stahr beſingt das Meer und ſeine Größe, das Strandleben in ſeinen Abwechſelungen. Die Eindrücke ſind wirklich empfangen, die Anknüpfungen des Aeußern an Inneres iſt ſinnig und nur die Combination der Geliebten mit der Seeſchwalbe, die der Strandjäger ſchießen will, ſcheint etwas zu ſentimental. Die erſte Romanze von C. Matzerath iſt zu inhaltleer: nicht Jeder wohnt bei Bonn am Rheine und trägt ſich ſelbſt die Bedeutung in das Gedicht hinein. Das zweite: „Nacht-Ritt" athmet wahre Empfindung; doch fehlt dem ſchweifenden Fühlen und Erinnern die Umgränzung. Gedichte einer (ungenannten) Braut erfreuen vielleicht den, dem ſie gewidmet ſind. Wolfgang Müller's Gedichte ſind ſangbar. Es

Digitized by Google

ſpringt nichts Ausgezeichnetes aus ihnen hervor; doch iſt Nr. 2 recht artig gewandt. „Ziska" von Nicolaus Lenau, ohne rechten Rahmen. Der Schluß verlangt einen guten Declamator. Von Fr. Dingelſtedt zwei Seeſtücke, auch Früchte einer Helgolander Reiſe. Es ſoll noch der Dichter des Meeres kommen. Mit einem Beſuch, einem Anfall von Seekrankheit, einem Uferjagen auf Seerobben, einem Sonnenuntergang und ſechs kalten Bädern iſt es noch nicht gethan. Auch das Meer will in ſeinen Tiefen und Eigenthümlichkeiten ergründet ſein. Dingelſtedt hat allerdings ſchon etwas vom Geruch der See wegbekommen. Das zweite Gedicht iſt eigenthümlicher, als das erſte. Dingelſtedts dichteriſche Weiſe läßt oft fürchten, wie er ſich aus ſeinen Reflexionen wieder in den dichteriſchen Strom zurückfinden wird: er findet ſich zurück. Die eigenthümliche Art von Dialektik, in der ſich Dingelſtedt gefällt, giebt ſeinem lyriſchen Weſen einen beſondern Reiz: er polemiſirt auch ſehr hübſch in gereimten Metren.

J. Minding beſingt in Sonetten den Cölner Dom; aber ſollte mehr nicht von ihm zu ſagen ſein, als daß er dem Winde trotzt? Der dichteriſche Aufwand für dieſen einen Gedanken iſt zu breit auseinandergelegt. Karl Saxo liefert Gewöhnliches. K. A. Mayer iſt wieder froh in der Natur, glücklich unter Mücken und Amſeln. Die Landſchaftsbildchen ſind diesmal wohl gerundet, aber nicht unmittelbar und ſtilllebig genug. Ruge's „Auswanderer" iſt ſicher allegoriſch zu verſtehen, doch

Digitized by Google

fehlte dann die Schlußkataſtrophe. Iſt das Ganze faktiſch zu nehmen, ſo iſt die Idee eines Auswanderers, der eben ſcheiden will und eben ſich verliebt, ſehr poetiſch, nur muß er ſeiner Geliebten nicht das Leben retten, was zur Claurenſchen Romantik gehört. C. Reichenau bringt noch einen polniſchen Nachzügler. A. Kopiſch, als gegenwärtiger brandenburgiſcher Hofpoet, fängt ſchon mit einem Stück brandenburgiſcher Geſchichte an. Er beſingt den Johann Cicero und rechnet auf Compoſition. Eine diplomatiſche Verhandlung hat aber wenig Harmoniſches und ſchwerlich wird dies Gedicht ſo populär werden, wie der Vater Noah. G. Blöde's Reimereien haben keinen Werth. „Die Nomaden" von A. Bary ſollen wohl die Zigeuner ſein? Doch ſind dieſe ſchon naturgetreuer geſchildert worden. R. E. Prutz ſchickt ein polemiſches Gedicht voran, das er zur Deviſe ſeiner Kritiken in den Halliſchen Jahrbüchern machen könnte. Das Bewußtſein, ſelbſt der ächten Poeſie anzugehören, klingt etwas vermeſſen: der wahre Dichter ſingt, aber klaſſifizirt ſich nicht. Das zweite Gedicht iſt gut gedacht und maleriſch ausgeführt. Das dritte iſt eine Spielerei. Das vierte ein Gelegenheitsgedicht. Die dem Dichter geläufige Einleitung einer neuen Strophe mit einem kurzen Satze:

Ein Jahr verrann!

oder

So biſt Du mein! u. ſ. w.

iſt ſtörend. Die „Mutter des Koſacken“ iſt ein regelrechtes, ſchönes Deklamationsgedicht, deſſen letzten Vers ſich aber jede Crelinger, jeder Seydelmann wegſtreichen wird. Das folgende Lied iſt für einen ſo grimmen Kritiker etwas tändelnd und gemacht. Das letzte Gedicht „Meeresfahrt“ iſt ſehr ausgezeichnet durch ſeine Symbolik ſowohl wie den Schwung der ſtoffſpendenden Phantaſie. Die Gedichte von Herrmann ſind in der Form incorrekt, in der Geſinnung erträglich ehrenwerth: es ſind nämlich politiſche Klänge. Die Vergleichung zwiſchen Friedrich und Napoleon, die darauf folgt (von demſelben, er nennt ſich Herrmann Beſſer) iſt ſehr hinkend. Was ſoll dies Fragen: Wer war größer? Beide waren Eroberer, beide waren abſolute Herrſcher; doch was Napoleon wurde, hatte er ſich ſelbſt gegeben, nicht, wie Friedrich, vom Geſchick empfangen. Solch politiſches Raiſonnement, noch dazu mit ſpeziell ſchwarz, weiß und oranger Färbung, ſollte im Muſenalmanach nicht geduldet werden. Niclas Müller iſt wie alle Naturdichter (er galt eine Zeitlang dafür) etwas unbeholfen im Ausdruck, doch zeugt dies eher für ſein Talent, als allzu leichte Sprache. Körner von Nietleben, ein Mitglied der weiland Halliſchen Werdeluſt, bringt nichts Erhebliches. Kleine Gelegenheitsabfälle von E. Mörike, unter denen beſonders das Epigramm auf den Vetter Sonnenuhrmacher recht ſchalkhaft iſt. L. Weſtrum bringt in ſeinem erſten Gedichte einen hübſchen Gedanken,

Digitized by Google

der aber zu lang ausgeſponnen iſt und ſich dadurch in ſeinem Intereſſe abſtumpft. Auch die beiden andern ſind bei aller Innigkeit zu wortreich. Gedichte von H. Kletke. Das erſte zeugt von Phantaſie und dichteriſcher Auffaſſung. Das zweite möchte an der Wiege doch nicht recht verſtanden werden. Das dritte iſt ein hübſches Winterlied, aber für kindliche Erwachſene, ſchwerlich für Kinder. „Vorüber" iſt ein vortreffliches Gedicht. Gedichte von J. M. Hutterus. Das erſte würde ergreifender ſein, wenn die Tannen verwandelte Menſchen oder etwas Zweites wären. So iſt die Sage eine dürre Fabel, keine lebensvolle Sage. Das zweite baſirt ſich auf etwas, das ſich nicht gut oder nicht ſchön denken läßt: (ein Mädchen, das immer eine Roſe im Munde kaut?) Das dritte Gedicht iſt ganz verfehlt. Wer kann das ſtille, friedliche Gewimmel der Sterne deßhalb zu einer Schlacht machen, weil man einmal den Ausdruck gebraucht hat: Sternenheer? Das letzte Bild war des Verſes nur würdig, wenn es einen ſymboliſchen Beiſatz erhalten hätte. Gedichte von Julius Döring. Die beiden erſten ermangeln aller Pointe, aller Klarheit. Im dritten hätte das Satyriſche etwas dreiſter auftreten müſſen; ſo ſchwankt das Gedicht ungewiß nach Ernſt oder Scherz hin. Das vierte Gedicht iſt hübſch. Das letzte iſt als bloßes Bild unweſentlich: für die Deutung fehlt mir der Schlüſſel. In den Gedichten von C. Reinhold theilt das erſte die ganze flimmernde Unſicherheit und Unſtätig-

Digitized by Google

keit des talentvollen Verfaſſers. Es fehlen die ſcharfen Umriſſe, das ſichre Wie? Wo? Was? Das zweite athmet eine üppige, durch Schwung und Begeiſterung anſprechende Rhetorik. Das dritte Gedicht iſt artig. Das Versmaaß iſt aber nicht gut gewählt: es erinnert an Langbein's wandernden Schulmeiſter Bakel. Die beiden letzten ſind ebenfalls ſehr ſinnig, nur weiß man wieder nicht, hat die Schöne in der Ballnacht erſt ihre Unſchuld und dann das Leben, oder blos ihre rothen Wangen verloren? Dies Unſichre, Unplaſtiſche hat uns bisher noch bei allen Produktionen dieſes Verfaſſers geſtört.

Die Sprüche von L. Schefer hab' ich überſchlagen. Mitten unter Dichtungen und Dichtungsverſuchen eine ſolche moraliſche Litanei zu treffen, iſt höchſt langweilig. Die Gedichte von Alwin ſind von ihrem Vordermanne angeſteckt: ſie ſind überflüſſig. Bei der „Löwenbraut" von O. F. Gruppe kann man ſich doch eines Lächelns nicht erwehren. Der Eindruck eines auf ſeine Wärterin eiferſüchtigen Löwen iſt wahrlich nicht ſo ſchauerlich, wie der Vf. dachte. Im zweiten Gedicht iſt die Beſchreibung des mangelnden und endlich kommenden Regens ſehr wahr, aber die Vergleichung mit dem Herzen komiſch. Herr Gruppe iſt Aeſthetiker genug, um dies ſelbſt zu fühlen. Man kann wohl von dem verſchmachtenden Herzen reden, wenn man vom Thau, der die Blume tränkt, geſprochen hat, aber nie das Herz über ſeine Trockenheit bedauern, wenn draußen ein Wolkenbruch alle Straßen unter Waſſer

Digitized by Google

setzt! „Artemis" ist ein guter Beitrag zur Schul- und Handbuchs-Poesie. Die Philologen haben ihre eignen Begriffe von der Dichtkunst, die wir ihnen auch nicht nehmen können. Der „polnische Bettler" von G. Freytag ist gut angelegt und erschüttert. Im Einzelnen ließe sich über Vieles rechten; aber dies ist eins von den Gedichten, wo der Inhalt so überwältigend auf das Gefüh eindringt, daß man den Kritiker darüber vergißt. Der „deutsche Rhein" von Tenner schließt das Ganze, für das Tagesgespräch bezeichnend genug. Wir können dem Liede hundert ähnliche zur Seite stellen, die wir in unserm Papierkorbe liegen haben, wo alle die Einsendungen liegen, die des Retourportos nicht werth sind. Ich habe am Main Verwandte, die mit Rheinwein handeln, diesen wünsch' ich von dem Rheinfieber den besten Erfolg; denn das wäre doch abscheulich: Sie sollen ihn nicht haben! zu singen, bei Medoc und Franzwein. Man sagt auch, daß die Weinreisenden mit die gefährlichsten Verbreiter der Rheinlieds-Epidemie sein sollen. Früher sangen die Poeten, als Rückert noch en vogue war, vom Ganges und Euphrat, jetzt alle vom Rhein. Merkwürdig, daß die Flüsse auf die mittelmäßigen Dichter so vielen Einfluß haben: die guten Dichter besingen mehr die Berge, als die Flüsse.

Digitized by Google

Digitized by Google

VI.

Drama und Musik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber Tantièmen.

Im Allgemeinen gehört die Tantièmenfrage zu den sogenannten populären, denen man ihres Prinzips wegen und weil sie neu und liberal sind, gern Gehör und Recht giebt. Auch gestehen wir, daß sie für uns einen guten Klang hat und alle Aufmerksamkeit verdient. Indessen ist eine unmittelbare Uebertragung derselben aus Frankreich zu uns doch nicht räthlich und dürfte auf Schwierigkeiten stoßen, die grade in unsern von den französischen völlig verschiedenen deutschen Theaterverhältnissen liegen. Einen großen Schritt vorwärts haben wir in Deutschland schon dadurch gewonnen, daß der Grundsatz anerkannt wurde: dem Autor gebührt sein Lohn. Die Zahl der Bühnen, welche gestohlene Manuscripte aufführen, ist sehr klein: es sind meist solche, wo der Dichter noch Geld dazugäbe, wenn man ihm den Gefallen thäte, sein Werk unaufgeführt zu lassen. Jeder Theaterdichter hat gegen schlechte, unregelmäßige Zahler die Waffe in Händen, daß er ihnen seine spätern Werke entzieht. Derjenige, welcher das Glück hat, auf den meisten größern Bühnen dargestellt

Digitized by Google

zu werden, fühlt den Drang nach Tantième weit weniger, als man glauben möchte. Man lernt die Schwierigkeiten und Hindernisse dieser Institution für Deutschland kennen und so wünschenswerth es ist, daß man bei einem besondern Glück, das man mit seiner Schöpfung macht, auch besondere Vortheile genösse, so billig muß man doch auch sein, dabei die nachfolgenden Thatsachen nicht zu übersehen:

Das System der Tantième ist auf zwei Thatsachen begründet: 1) auf die Verfassung und Stellung der Pariser Theater, 2) auf das Risico des Gefallens und Nichtgefallens.

Die Pariser Theater ergänzen sich gegen einander. Sie sind industrielle Unternehmungen, bei denen ein neues Stück Lebensfrage ist. Ein neues Stück garantirt dem Schauspieler seine Gage, dem ganzen Theater seinen Bestand. Das neue Stück wird mit Hoffnung auf Succès angenommen. Es wird gewünscht, daß es hundertmal könne gegeben werden. Fällt es durch, so kommt der Direktor in große Verlegenheit. Gefällt es, so opponiren sich keine Abonnenten gegen häufige Wiederholung; alle Tage wird es vor einem andern Publikum gegeben und die Tantième wirft einen reellen Vortheil ab.

Ganz anders in Deutschland. Bei uns finden rasche Wiederholungen nur in Wien und Hamburg statt. In Berlin höchstens an der Königsstadt. In allen andern Städten ist das Theaterpublikum bald ausgebeutet: in drei, vier Vorstellungen ist Allen genügt, und selbst in

Digitized by Google

Hamburg finden Rückſichten auf Abonnenten, auf die concurrirende Oper und hundert Nebenumſtände ſtatt, die alle in Paris wegfallen. Geſetzt, in Deutſchland hat ein Stück ſehr gefallen: wie viele Umſtände können nicht eintreten, um Wiederholungen dennoch gänzlich zu hintertreiben! Die Oper wechſelt ab. Die Abonnenten jammern: Toujours perdrix! Die Gaſtrollen einer Löwe, einer Lutzer beginnen. Ein Schauſpieler ſpielt auf Engagement. Eine fremde Herrſchaft reiſt durch. Ein zweites neues Stück iſt angenommen und will auch erledigt ſein u. ſ. w. Der Theaterdirektor ſagt: Was ſoll ich das Stück geben, wovon ich eine Tantième zu zahlen habe! Wer weiß, was heute einkommt und davon noch abgeben? Gage, Oel, Lampen, Flitter, Feuerwerk koſten ſo ſchon genug! Oft kann Mißgunſt hinzukommen und das Lebensprinzip der Tantième: Nothwendigkeit der Wiederholungen, fällt in ſich ſelbſt zuſammen.

Sowie die Dinge am deutſchen Theater ſtehen, iſt die Tantième nur ergiebig

1) auf den Wiener Vorſtadttheatern,
2) dem Königſtädter in Berlin,
3) dem ſogenannten zweiten Theater in Hamburg.

Alle andern Direktionen urtheilen ſo: Was ich an einem Luſtſpiele gewinne, verliere ich an einem Trauerſpiel. Herr Blum in Berlin brachte uns 1000 Thaler ein, aber Herr Halm in Wien nur 100 Thaler. Eine Ausgleichung muß hier ſtattfinden Und in der That wer möchte wün-

Digitized by Google

ſchen, daß eine poetiſche Gabe darum unaufgeführt bliebe, weil ſie keine Kaſſe machen wird? Wenn überall die Tantième eingeführt würde, käme es dahin, daß die gediegeneren Arbeiten entweder gar nicht mehr zur Darſtellung kämen oder dem Autor nicht um ein Viertel ſo gut bezahlt würden, wie gegenwärtig ohne Tantième.

Ich glaube, beſſer wär's, ſtatt das für Deutſchland chimäriſche Wort: Tantième fortwährend im Munde zu haben, wenn man Folgendes zu erreichen ſuchte:

1) Größere Honorare auf allen Bühnen; Wien und Berlin etwa ausgenommen.

2) Die Verpflichtung, bei einem glückmachenden und auffallend häufige Wiederholungen erlebenden Drama das Honorar nachträglich noch um Einiges zu erhöhen. Jedes Stück, das binnen einem halben Jahre zehnmal gegeben wurde, ſollte billigerweiſe darauf Anſprüche machen dürfen.

Digitized by Google

Immermann's Ghismonda.

Dies zarte ſinnige Gedicht ging dreimal über die Hamburger Bühne und zog ſeiner mannichfachen Schönheiten wegen ebenſo an, wie es die darin handelnden Schauſpieler zu einer Darſtellung reizte, die dem geiſtreichen und poetiſchen Vorwurfe nachzueifern ſtrebte. Immermann hat noch nie in ſeinen Dramen ſo viel Zartheit und Weiche entwickelt, wie in dieſem „Opfer des Schweigens.“ Die tiefſinnigſte Dialektik vermählte ſich bei Stellen, die allerdings eher die Frucht der Combination ſind, mit einer ausgezeichnet dichteriſchen Sprache, mit welcher dieſe behangen wurde. Wenn man Einwendungen machen will, ſo müßten ſie allerdings den Nerv des ganzen Stükkes treffen, der in einer einzigen Scene, in einem einzigen Stillſchweigen liegt, in einem Moment, der, da er im dritten Akt auftritt, dort entweder zu früh oder zu ſpät kommt; zu früh, wenn er die Kataſtrophe, zu ſpät, wenn er die Anlage des Knotens bilden ſoll. Um dieſe eine Scene gruppirt ſich der übrige Inhalt des Stückes mit

Digitized by Google

einer größern Freiheit und Unbestimmtheit herum, als im Drama den Scenen und handelnden Personen verstattet sein sollte. Die Conturen der Charakteristik sind nicht scharf umrissen, die Faktoren des Ganzen sind zu willenlos und objektiv für jene eine Scene und deren Folgen verbraucht. Wie wenig ist selbst Ghismonda entwickelt! Wie ist ihr Charakter nur mit einigen Fäden angesponnen, die etwa auf ein im modernen Sinne freies Weib hinauslaufen sollten, auf ein Weib, das ohne Liebe aus Convenienz heirathet und darüber philosophiren kann, und das als solches doch nur halb entwickelt und in ihrer ganzen Erscheinung unausgesprochen dasteht! So nothwendig die Entsagung im dritten Akte für die Idee des ganzen Stückes ist, so hat sie doch etwas den Verlauf Herabstimmendes, Undramatisches, mehr Novellistisches, Begebenheitliches. Sie hat aber dies auch nur deshalb, weil sie in ihrer Charakteristik nicht scharf und prägnant genug angelegt ist und ihre Beziehung zu Manfred nicht mit der Entschlossenheit wenigstens im zweiten Akte schon hervortritt, die uns die Entsagung später als ganz aus ihrem System, ihren Maximen, oder richtiger aus ihrem Charakter fließend vorgeführt hätte. Die eigenthümliche Oekonomie des Stückes, durch welche die letzte Scene des dritten Aktes zur Sonne wurde, um welche sich alle übrigen Scenen und Akte nur wie schöne, aber dämmernde Sterne drehen, macht auch, daß leider dem, was die Nibelungen die Klage nennen, ein

unverhältnißmäßig großer Spielraum gelaſſen wurde. Die Empörung im fünften Akt war zu matt angelegt, als daß ſie ein wirkſamer Hebel der Spannung ſein konnte. So werden die beiden letzten Akte ganz von dem Unglück Ghismondens und der beiden Väter abſorbirt; ja der vierte Akt iſt nichts, als eine überbrachte Nachricht, eine Deklamation, ein lebendes Bild, ſo wie im zweiten Akt lebende Bilder aufgeführt wurden. Der Leichnam Guiscardos wird leider auch eine allzulang mitſpielende Perſon. Er verweſt vor unſern Augen und gehört noch immer, unbegraben, mit zum Stück; das iſt eine Freiheit, deren Unſtatthaftigkeit der Dichter ſelbſt gefühlt hat, indem er den Dagobert ſich lediglich auf die Forderung beſchränken läßt, er wolle ſeine Leiche haben. Und endlich iſt doch auch wieder die Art, wie Dagobert den Tod ſeines Sohnes aufnimmt, ebenſo eine Beleidigung für unſer Freiheitsgefühl, wie unnatürlich. Dieſer alte Degen ſollte ſich auf nichts beſchränken, als vom Fürſten bloß das todte Opfer zu verlangen? Er ſollte nur noch da ſein, um ein rührend und loyales Trauerſpiel von Vaſallen- und Unterthanentreue aufzuführen? Nein, dieſe letzte Wendung der Dinge kränkte uns, wie auf der Bühne jede Abſichtlichkeit, jede Schmeichelei, jede Hintanſetzung der freien edlen Menſchenwürde, für welche die Bretter, die die Welt bedeuten, geſchaffen wurden. Dagobert konnte den Herzog ſchützen; aber er mußte den Aufrührern ſagen: Was ihr rächen wollt, iſt mein Sohn; geht; ich

Digitized by Google

werde für meinen Sohn zu handeln, wenigſtens zu reden wiſſen. Er redet bei Immermann nicht einmal für ihn, ſondern ſagt mit einer abſcheulichen Reſignation: Hin iſt hin; gieb mir wenigſtens die Leiche! Nein, hier hätte ſich der Affekt ſteigern und das Pathos des Stückes noch zum letzten Male zuſammenraffen müſſen. Dagobert hätte ſich ſpäter beruhigen können, als er den Fürſten leiden und Ghismonda todt neben ſeinem todten Sohne ſah; das hätte ſchöne, wirkſame Steigerungen gegeben, und zu gleicher Zeit unſerm Gefühl wohlgethan, unſerm Stolze, der nicht Kinder an Landesfürſten zur Verwahrung bringt und gleichgültig nur die Leiche haben will, wenn ſie der Souverän ermordete! — Die genialſte Stelle des Stückes iſt die Selbſtentwaffnung des Fürſten. Dies iſt ein Zug von Shakeſpeare'ſcher Erhabenheit. Sinnig iſt auch die correſpondirende Beziehung zwiſchen der Endymionſcene und dem ſpäter wirklich am Himmel ſtehenden Monde, und ſo manches Andre, beſonders in geiſtreichen Wendungen und tiefſinnigen Sprüchen.

Digitized by Google

Ein hiſtoriſches Drama.*)

Ein Trauerſpiel von 375 Seiten groß Oktav hat das Vorurtheil der Langenweile gegen ſich. Und in der That, wenn es eine Leiſtung des Verfaſſers war, dies ſtarke Buch zu ſchreiben, ſo iſt es nicht minder von Seiten des Publikums eine Leiſtung, dies Buch zu leſen. Man windet ſich nur mit Mühe durch das unerquickliche Gemälde von Streit und Unruhe, Politik und Verworfenheit hindurch, wird oft verführt, über dieſe ſich ewig gleich bleibenden und wiederholenden Intriguen endlich zum Reſultat des Endes überzuſpringen, und wenn man aushält, ſo iſt es nur die Achtung vor dem Fleiße des Verfaſſers, die Rückſicht auf ein Talent, das nicht auf der Heerſtraße wandelt, die Neugier endlich, die durch einige übertriebene Lobeserhebungen von Berlin aus für dieſes Buch angeregt worden iſt.

Herr Klein iſt ſeit mehren Jahren in Berlin als Cor-

*) Maria von Medicis. Trauerſpiel von J. L. Klein. Erſter Band: Concini. Berlin, Klemann. 1841.

respondent, Kritiker, Kunstrichter bekannt. Er hat über die Berliner Kunstausstellungen mit selbstständiger Freiheit geurtheilt. Witz und Phantasie, jener, um Fehler zu entdecken, diese, um Tugenden überschwänglich auszumalen, stehen ihm reichlich zu Gebote. Eine gründliche historische und ästhetische Bildung zeichnete ihn vor dem Schwarm ähnlicher Wortführer aus, und nur durch die Ueberfülle des Wissens und die Armuth des Gemüths mag es gekommen sein, daß sich Herr Klein in einem Style gefällt, der nach Jean Paul und H. Heine zu spät kam und ihm wenig Popularität verschaffte. Das vorwaltende, fast zum Priapischen sich steigernde sinnliche Element in der Anschauungsweise des Herrn Klein verführte ihn zu Darstellungen, wie etwa folgende, die wir seinem neuesten Berichte über die Berliner Kunstausstellung entnehmen. S. 34:

„Eine schlafende Venus. Es ist ein quellendes Fruchtbild, das die Natur in ihrer bekleidenden Ueppigkeit und Fülle symbolisirt. Diese wudelnde Schwellkraft! dieser busige Drang! O der blähenden Hüfte! Ach des spiegelnden Leibes! Ha, wie bewußtlos läßlich der nackte Schlummer hingebettet daliegt! Hei, wie die formenweichen Wallungen feistlich glänzen! Hui, wie die preßliche Härte des flüssigprallen Schenkelpaares in strotzender Allmähligkeit kniewärts abtaucht, als ob Wachs und Elfenbein in rosigem Feuer ihre Naturen tauschen, dieses schmelzen, jenes in schwellsamvolle Gliederkelche sich runden, glätten und ersprießen wollte. Der Mann, der dieses schuf, heißt Emil Jacobs, Hofmaler in Gotha. Um aber

ſo verfänglichen Wettſtreit zu ſchildern, iſt es nicht genug, daß man Hofmaler ſei, man muß vor Allem Fleiſch zu malen wiſſen. Ein rundgewalzter Oberleib ſammt Zubehör, wächſern röthlich überſtrichen, iſt noch keine ſchlafende Venus."

Seine frühere fragmentariſche Thätigkeit hat Herr Klein durch das vorliegende Drama in einer Weiſe geſchloſſen, die uns vor ſeinem Fleiß und dem Ernſt ſeiner Intentionen die größte Hochachtung einflößt. Es gehört das Vollgefühl eines kräftigen Selbſtbewußtſeins dazu, um den Plan zu faſſen, in drei Bänden die Entwickelung des modernen Frankreichs, die Anfänge der abſolutiſtiſchen Regierungsform und die Werdegeſchichte derſelben dramatiſch zu vergegenwärtigen. Denn nach den Kritiken ſeiner Freunde hat Herr Klein dieſen Zweck beabſichtigt und nicht den, den er ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem Buche angiebt: „In meiner Abſicht liegt, das Schickſal Maria's von Medici bis an ihr Ende zu begleiten und in drei ſelbſtſtändigen Tragödien, deren jede einen der aufeinanderfolgenden Günſtlinge zum Mittelpunkte nimmt, abzuſchließen."

Wem ſollen wir nun folgen, um das erſte Stadium dieſes Beginnens zu beurtheilen? Herrn Klein oder ſeinen Freunden? Ich denke, wir ziehen die Abſicht des Verfaſſers der Hypotheſe ſeiner Erklärer vor und nehmen an, daß ihn das Schickſal einer weltkundigen Frau, die viel erfuhr, viel that und viel duldete, mehr begeiſterte, als die verſifizirte Exegeſe nüchterner Staatsbegriffe. Es kann für den Ver-

Digitized by Google

faſſer ſelbſt nur ſchmeichelhafter ſein, in ſich den Dichter, als den Publiziſten beurtheilt zu ſehen. Denn wie wahr es iſt, daß der dramatiſche Dichter niemals Individuen ſchildern ſoll, die uns nicht in gewiſſem Sinne auch als Ideen erſcheinen können, ſo wenig darf doch in einem Drama die Idee zum Sújet und das Perſonal zu einem bloßen Hülfsmittel gemacht werden.

Aber wie? Wenn nun die Annahme, daß dieſes Dramas eigentlicher Held der Staat wäre, aus der Verlegenheit entſtünde, ſich einen durchgreifenden Fehler dieſes Verſuches geſtehen zu müſſen? Nach unſern alten, guten, hergebrachten Theorieen, die wenigſtens das für ſich haben, daß ſich die Größe eines Calderon und Shakeſpeare nach ihnen ganz gut ermeſſen läßt, fragen wir vor allen Dingen nach Idee, Zweck, Ziel, Charakteriſtik dieſes Buches. Wir bringen die aufgewandten Mittel mit einem Reſultate in Verhältniß und meſſen die Perſonen gegen ihre Schickſale, die Schickſale gegen ihre Hebel, die Hebel gegen die Charaktere, die Charaktere gegen die Natur ab. Wir fragen: Wer iſt der Held dieſer fünfaktigen erſten Tragödie? Wir bekommen darauf zur Antwort: Der eigentliche Held iſt Maria von Medicis, der uneigentliche: Concini, jener italieniſche Roué, der ſich bis zum Marſchall d'Ancre aufſchwingen konnte und zuletzt ein Opfer des Volkshaſſes und des politiſchen Partheigeiſtes wurde.

Dieſe Antwort iſt keineswegs ſo ungereimt, wie ſie klingt. Warum ſollte es nicht möglich ſein, in den Vor-

Digitized by Google

grund des erſten Theiles einer Trilogie einen Dritten zu ſtellen; ſtellte doch Schiller in den Vorgrund des Wallenſteins die Piccolomini. Nun aber müßte jedenfalls Folgendes eintreten: Concini, der Marſchall d'Ancre, müßte der Lichtpunkt des erſten Theils ſein; ſein Auf-, Fort- und Niedergang müßte ſeine höhere Wahrheit einmal in ſich ſelbſt, dann aber in der Heldin der ganzen Trilogie haben; ſein Leben müßte Leben ſein, ſein Tod Auferſtehung für Maria von Medicis. Beſchreiben läßt ſich dies weniger, als innerlich anſchauen. Hat der Verfaſſer dieſe Aufgabe gelöſt?

Ich glaube: Nein. Der Verfaſſer ſcheint gute Studien gemacht zu haben und dieſe haben ihn überwältigt. Er hat die Geſchichte jener Streitigkeiten, die dem Wirken Richelieu's vorangingen, mit Aufmerkſamkeit geleſen und mehr davon in ſeinem Buche reproduzirt, als nöthig iſt, mag nun der Staat, oder Maria von Medicis, oder Concini der Held ſeines Dramas ſein. Der Faden geht uns in einem Labyrinth fragmentariſcher Intriguen verloren — hunderte von Namen werden genannt, die unſere Aufmerkſamkeit von denen, die wir kaum unſerm Gedächtniß einprägten, ablenken. Jeder bedeutende Hebel der Handlung tritt in jeder neuen Scene mit einem neuen Vertrauten auf, ohne daß wir wiſſen, was aus dem alten geworden. Die Hauptfaktoren der Handlung kommen ſelten in jenen Konflikt, aus dem ſich das dramatiſche Leben erzeugt. Die wichtigſten Coincidenzpunkte der Intereſſen

Digitized by Google

werden uns statt lebendig vorgeführt, nur berichtweise erzählt. Die Personen erschöpfen sich in weiten Reden über ihre Stellungen und Interessen im Staate, sie berichten Vergangenes, ahnen Künftiges, ohne das Gegenwärtige mit wahrem dramatischen Muthe geltend zu machen. Der Aufriß eines Kunstgebäudes fehlt vollends. Kein Charakter geht von kleinen und natürlichen Anfängen aus und steigert sich erst allmählig zu seiner historischen und dramatischen Bedeutsamkeit, sondern was die Königin, Concini, seine Frau, der König, Luines am Anfang sind, das sind sie am Ende, nur daß jeder das erreicht hat, was er wollte. Im richtigen Drama sieht man die Wünsche, die Bedürfnisse, die Charaktere, die Schicksale entstehen. Wenn der Vorhang aufrollt, ist noch nichts fertig, alles bietet sich uns harmlos, man geht und kommt und nur der Auftakt zu den spätern Melodieen und stürmischen Fugen ist gegeben. Um zu beweisen, wie sehr Herr Klein hier für seinen Fleiß ohne belohnenden Erfolg geblieben ist, wird es nöthig sein, das Sujet und seine historische Grundlage näher in's Auge zu fassen.

Maria von Medicis ist die nachgelassene Wittwe des ermordeten vierten Heinrich. Sie führte für ihren unmündigen und geistlosen Sohn Ludwig eine stürmische, von den Großen des Reiches fortwährend bedrohte Regierung, bis es dem Günstling ihres Sohnes, Luynes, gelang, sie vom Ruder zu entfernen. Sie hatte aus Italien eine Freundin, Eleonore Galigai, mitgebracht, die sich

Digitized by Google

mit einem italienischen Edelmanne, Concinno Concinni, vermählte. Concinni oder Concini stieg bis zum Marschall d'Ancre, war aber durch seine Geldgier und Brutalität so verhaßt, daß ihn der kindische König auf Anstiften Luynes im Louvre wie von Ungefähr hinterrücks erschießen ließ. Eleonore, seine Frau, ward vor Gericht gefordert und enthauptet. Maria von Medicis wurde nach Blois verbannt.

Diese Affaire als Tragödienstoff anzuerkennen, würde man sehr geneigt sein, wenn Marschall d'Ancre Sympathieen für sich erwecken könnte. Da die Tragödie nicht bloß erschüttern, sondern auch rühren soll, so wird ein Held vorausgesetzt, dessen Bestrebungen uns edel und sittlich scheinen. Ich gehöre nicht zu jenem Theil des Publikums, der von Tragödienhelden eine Liebenswürdigkeit zum Auffressen verlangt, und von jedem, seines Zweckes sich bewußten Helden, wenn er nicht gleich ein Gott, ein Adonis, ein dreidoppelt edeledeledelmüthiger Mensch ist, sagt, er lasse kalt. Indessen daß der Held seines sittlichen Zweckes sich bewußt sein muß, ist unzweifelhaft. Dieser Concini ist aber, wenigstens bei Herrn Klein, ein schaamloser Emporkömmling, der uns in keiner Weise interessirt, der nichts thut, nichts treibt, als von seinem Reichthum reden, — ja, was vollends an diesem Drama räthselhaft ist, nicht einmal zur Maria von Medicis in einem Verhältniß steht, das uns um dieser Dame willen interessirt. Was ist

Concini der Königin? Ein Rizio, ein Bothwell, ein Muñoz? Keine Spur einer Andeutung, warum ihn Maria bevorzugt. Hier hat Herr Klein eine Lücke gelaſſen, die öde, wie das Grab iſt. Konnte oder wollte er ſie nicht ausfüllen? Der gänzliche Mangel einer genauern Andeutung iſt mir ſo räthſelhaft, daß ich bei dem ſcharfen Verſtande des Verfaſſers, der ſicher eine Antwort darauf bereit hat, mich nicht getraue, mir ſelbſt eine zu geben.

Wenn es an Concini etwas Feſſelndes giebt, ſo iſt es dies, daß er eine Königin feſſelte. Und ſpüren wir den Andeutungen der Geſchichte (nicht denen des Herrn Vfs.) nach, ſo wird dies Verhältniß ſogar im höchſten Grade ſpannend. Wie? Dieſe Königin hat eine Freundin, die ſie innig liebt, eine Landsmännin, Eleonore Galigai: und dieſe heirathet einen Concini. Liebte Maria den Marſchall d'Ancre? Und die Freundin entſchließt ſich, um das Verhältniß zu cachiren, dieſen eitlen Günſtling zu heirathen? Seht da, — ſeine Motive! In aller Welt, das iſt ſehr dramatiſch; das gäbe Stoff zu den originellſten Situationen. Aber wo ſind ſie? Bei Herrn Klein ſind ſie nicht. Gehen wir an der Hand der Geſchichte noch weiter. Marſchall d'Ancre iſt ein gemeiner Rotürier, aber ſeine Gattin iſt ein geiſtvolles Weib, eine Heroine. Marſchall d'Ancre hat einen Gipfel erſtiegen, da ſchwindelt ihn. Die Politik verwirrt ſeine Ideen, die Unruhe des Staates ängſtigt ſeine Sicherheit. Er will fort. Er will nach Italien. Er will ſeine Schätze in Sicherheit bringen. Er will den Preis

Digitized by Google

seiner königlichen Schäferstunden genießen. Da hält ihn sein Weib zurück. Sie will ihn groß, stolz, trotzig. Er jammert. Sie beschämt ihn. Endlich muß er fliehen. Das Volk empört sich gegen ihn, weil seine Diener einen Mann aus dem Volke gemißhandelt haben. Er flieht auf ein festes Schloß im Innern des Landes. Eleonore bleibt in Paris. Sie ruft den Zagenden zurück. Er söhnt sich scheinbar mit Condé aus, der Frankreich regiert. Da trifft ihn die Kugel der königlichen Scharfschützen. Seine Ahnung war erfüllt. Sein Weib, noch ehe sie sich fassen kann, besinnt sich erst in den Kerkermauern auf den Zusammenhang und besteigt das Blutgerüst entweder mit dem Gefühle, sich gerächt zu haben, oder mit innern Vorwürfen, oder mit irgend einem erhabenen Gefühle, das von der Wendung abhängen müßte, die ein Dichter diesen Daten zu geben verstanden hätte. Herr Klein ist dieser Dichter nicht, denn von allen diesen hochtragischen Motiven finden wir in seiner Tragödie nicht einmal die Spur einer Andeutung.

Eleonore Galigai, nicht Concini, mußte dieser erste Theil der Trilogie heißen, wenn anders Herr Klein uns einräumt, daß es die Aufgabe der Tragödie ist, uns nicht bloß Verhältnisse, Historien, Situationen nahe zu bringen, sondern an allem diesen das Menschliche. Shakespeare, dem Herr Klein nachstrebt, ist uns auch hier das große Muster, ein größeres, als Schiller. Shakespeare in seinen historischen Dramen hatte die schwere

Digitized by Google

Aufgabe ſich geſtellt, Chronik in Dramen zu verwandeln, die ſchwere Aufgabe, ſtatt Thaten Begebenheiten zu ſchildern und in eine kurze Spanne Zeit eine Reihefolge von Ereigniſſen, Völkermaſſen, wie er ſagt, „in ein O des Raumes zu bringen, das kaum die Helme faßt der Krieger, die bei Azincourt geblieben.“ Aber bei allen dieſen Schwierigkeiten — wie ergiebt ſich ihm die Geſchichte ſo rein menſchlich, wie weiß er Liebe und Haß in die Dinge zu miſchen und das Aeußere innerlichſt zu beleben! Herr Klein hat Shakeſpare'n wohl das Uebermaaß des Ausdrucks und die Weitſchweifigkeit der Bilder abgeſehen, aber nicht das, was ſich allerdings nicht abſehen läßt, ſondern was man als Naturgabe zum Drama mitbringen muß. Die Maria des Herrn Klein kann uns nicht rühren, Concini nicht feſſeln, die Galigai exiſtirt kaum. Keine Perſon tritt ſo auf, daß ſie ſich einer dauernden Antheilnahme erfreuen dürfte. Keine bietet ſich uns in ihren Anfängen. Das Schickſal trifft ſie alle gleichſam fix und fertig angezogen, keinen gleichſam noch im Bette liegend oder in ſeinem Morgenkleide. Sehen wir Maria einmal in ihrem innern Gemach? Sehen wir ſie einmal vertraut mit Concini? Doch davon müſſen wir ſchweigen; denn es iſt gewiß, daß Herr Klein für das Verſchmähen dieſer einzig an dem Stoffe intereſſanten und dramatiſch-theatraliſchen Romantik ſehr triftige Gründe hat. Man merke wohl: Ich gehe nicht ſo weit, Herrn Klein für die ergreifende Benutzung dieſes Motivs das Gemüth oder

Digitized by Google

seinem Talent die Fähigkeit, Frauenzimmer und eine schwärmerische Liebe zu schildern, abzusprechen.

Ich hielt mich bis jetzt nur an den Dichter Klein. Aber gesetzt, seine Freunde hätten recht und dies als Dichtung verfehlte Drama fände seine eigentliche Lösung, beurtheilt vom Standpunkte der Publizistik? Ich will auch diese Hypothese für wahr gelten lassen, die, daß der Held dieses Dramas der Staat ist.

Gut. Dann würde man allerdings antworten dürfen, du hast von der Tragödie nur die Form entlehnt; aber gesetzt, es sei der Staat der Held. Welches wäre dann die Aufgabe? Unstreitig die: In drei dramatischen Gemälden darzustellen den Untergang des Mittelalters, das Werden einer neuen Zeit, concentrirt im modernen Königthum. Stadien: Sterbendes Mittelalter. Partheiung der Großen, sich aufreibend an sich selbst. Die Priester als Vermittler des Königthums mit dem Bürgerstand. Entkräftung des Adels. Jede neue Epoche ist erst tyrannisch: so Richelieu. Hundert Jahre nachher l'état c'est moi. Die Tyrannei einer neuen Periode: Die Tyrannei der Volkssouveränität. Endlich Lösung des Räthsels der neuen Zeit und Ausgleichung aller Faktoren in der konstitutionellen Monarchie. Von diesen Entwickelungen kann Frankreich allein das klarste Bild geben. Auf den ersten Band dieser Staatstragödie mußte nun die beginnende Lösung des Mittelalters kommen, die lebhafte Schilderung der Feudalität, die knospen-

Digitized by Google

den Anfänge des Bürgerthums, gezeitigt durch die Hitze der Religionskämpfe. Wird uns nun hier Herr Klein befriedigen? Nur ſehr unvollkommen. Wir ſehen Große, die ſich heute im Vorzimmer des Fürſten bewegen und nach einem Schloß, das ihnen abgeſchlagen wird, morgen abreiſen, es ſich ſelbſt zu nehmen. Aufſtände und Bündniſſe der Adligen. Wir ſehen dies, ſagte ich; ich hätte aber ſagen ſollen: es wird viel davon geſprochen. Die Guiſes, die Condés mußten uns in einer ganz andern Weiſe eingeführt werden, als es durch kleine Duelle und Reibungen hinter einem Gartenzaun bei Herrn Klein geſchieht. Der dritte Stand mußte uns natürlicher entwickelt werden, als in einem langweiligen Parlamentsakte, wo die Präſidenten und Deputirten ertödtende Reden halten. Das Ferment der Religion, ſo bedeutend durch die Spaltung, durch die Umtriebe der Jeſuiten, fehlt faſt gänzlich. Das Einzige, das Herr Klein giebt, iſt in dem Schuſter Picard die Anticipation der Ideen von 1789, die nicht in dieſe Zeit gehören. Picard iſt hiſtoriſch. Doch hat Herr Klein den Tumult, den ſeine Mißhandlung veranlaßte, ſehr verändert. Die Geſchichte hat auch hier den Vorzug, wenn nicht poetiſcher, doch wahrer zu ſein. Und um Wahrheit würde es ſich doch bei dem publiziſtiſchen Maaßſtabe ganz beſonders handeln. Picard ſelbſt iſt vom Verfaſſer etwas eckenſteherartig durchgeführt und jedenfalls eine geſchwätzige Karrikatur. Es iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen, daß der Handwerker nicht nach ſeinem Hand-

Digitized by Google

werke redet, der Lohgerber nicht alles auf Leder, der Schuster nicht alles auf Pech bezieht. Nur in unsern schlechten Komödien kennt man Schiffskapitäne und Steuerleute, die nicht anders reden, als von Backbord, Bramsegel u. s. w. Aber auch Picard ist ohne Verbindung mit dem Ganzen, und so glaub' ich, daß die Auslegung, als sollte das vorliegende Buch die Einleitung zu einer Begriffstragödie sein, gänzlich willkührlich ist, denn dann hätte der Verfasser uns die Volkszustände in lebendigeren Bildern und den Habitus des Jahrhunderts in täuschenderer Aehnlichkeit vorführen müssen.

Es ist jetzt noch übrig, über die vom Verfasser aufgewandten geistigen Mittel, sein Talent, sein dramatisches Geschick für das Einzelne, seine Charakteristik, Diktion, Prosa und über seine Verse zu reden.

Erstlingsarbeiten sind nicht immer die untrüglichen Gradmesser des Berufs. Viele Dichter plaudern sich schnell aus und geben mit ihren ersten Tönen Alles, was sie haben. Andere schreiben zu Anfang nur, um den wissenschaftlichen Ballast loszuwerden, der ihr eignes Naturell bedeckt. Einige endlich schicken erst ihre abgelegten Schlangenhäute, ihre Cocon-Hülsen auf den Markt, bis sie zuletzt selber kommen.

Herrn Klein wollen wir vorläufig zu der zweiten Klasse rechnen. Es drückt ihn viel Angelerntes, viel Angezwungenes; unter der Maske liegt vielleicht ein harmloseres Antlitz, als uns diese an sich durch ihren Fleiß

Digitized by Google

sehr verdienstliche Arbeit zeigt. Vielleicht ist Herr Klein wahrer, wärmer, unmittelbarer, als dies Buch, und diese Dichtung als solche nur eine Verpuppung bedeutender Kräfte, die sich später erst geltend machen werden. Wirkliche Schönheiten wechseln mit einer Breite und Gedehntheit der Darstellung ab, die wie Erschöpfung aussieht. Schade, daß die interessanteren Details, deren dem Vf. einige mit unläugbarem Erfolg gelungen sind, sich meist auf Dinge beziehen, die mit der Haupthandlung in nur schwacher Verbindung stehen. So ist die Einleitung mit Chataigneray gleich sehr einnehmend und mit einer scenischen Phantasie gedacht, die für die Fortsetzung des Werkes uns das Beste versprach; aber bald überzeugt man sich, daß man diese hübsche Scene als eine für das ganze Stück unwesentliche mit in den Kauf nehmen muß. Bewährt sich somit im Anlegen und Fortführen der Verbindungsfäden Herr Klein in keiner Weise als Dramatiker, so überrascht es doch, ihn im Detail und der Episode oft so außerordentlich feinblickend für dramatischen Effekt anzutreffen. Muß man es eben tadeln, daß der Vf. Dinge, die er vor unsere Augen hätte bringen müssen, nur erzählen läßt, so fesselt uns hier eine Arabeske, die sich auf der Bühne gut ausnehmen würde, dort wohl gar eine ganze Scene, die sich spannend anlegt und epigrammatisch endet. Während man über die stereotype Wendung der meisten Scenen, daß sie gewöhnlich mit einem Monolog enden, in welchem die Hauptperson des voran-

Digitized by Google

gegangenen Geſprächs ihre geheimen, meiſt tückiſchen Gedanken ausſpricht, ſich beklagen muß, ſind andere völlig neu und originell gedacht, z. B. die erſte Scene zwiſchen dem König und Luines, beſonders aber die Scene zwiſchen Richelieu und den drei Prinzeſſinnen, die an das Effektreichſte der franzöſiſchen Neu-Romantik erinnert. Endlich finden ſich Scenen, die zwar gut angelegt ſind, die aber nicht gipfeln. Der Vf. hält das ſchwebende Gewicht einer großartigen Situation nicht aus, ſondern bricht ſie ab, wo ſie eben ihre Wirkung beginnt, z. B. die Scene zwiſchen Concini und dem zum Tode geführten Schreiber.

Dies iſt es, was ſich der Vf., will er auf dem dramatiſchen Felde fortbauen, am erſten aneignen muß. Er muß die Schwebekraft ſeiner Scenen mit ſtarkem Arme aufrecht halten können und Fels auf Fels thürmen, je höher er nur die Idee des Stückes und die Erwartung des Leſers hinauftreiben kann. Wer die eben gewonnenen Eindrücke gleich wieder verloren giebt und aus dem Erhabenen in's Unbedeutende ſpringt, wird es nie zu einem bühnengerechten Drama bringen. Bühnengerecht iſt dieſer Concini ſo wenig, daß ein Verſuch, ihn auf die Dauer eines Theaterabends zuſammenzuſtreichen, eine vergebliche Mühe wäre. Das Bühnenwidrige dieſes Stückes liegt nicht in ſeinen 70 handelnden Perſonen, in ſeinen häufigen und oft unmöglichen Verwandlungen, ſondern in dem Mangel einer aufſteigenden, pyramidalen Anlage des Ganzen, in dem Mangel einer vortretenden, durch

Digitized by Google

bedeutende Charaktere gehebelten Handlung, in dem überwiegend vorherrschenden epischen Charakter. Die Figuren sind nicht fest gehalten, die Interessen durchkreuzen sich nicht mit jener Spannkraft, die uns die handelnden Personen in wirklicher Leibhaftigkeit sehen ließe. Diejenigen Scenen, welche die lebendigsten im Stücke sind, gehören zur Haupthandlung grade am wenigsten.

Herr Klein hat das Leben und die Menschen beobachtet. Seine Charakteristik ist nicht ohne psychologische Wahrheit. Nur ähnelt sie sich theils bei den verschiedenen Charakteren, die uns hätten vorgeführt werden sollen, theils springt sie zu oft in's Karrikirte, mindestens in das Uebertriebene hinaus. Herr Klein hat gute Gedanken, aber er jagt sie todt. Seine Bilder streifen nicht wie Sonnenblitze über das Wasser, sondern sie kommen umständlich, in aller Breite, wie ein Apparat angezogen, bringen alles herbei, was nur irgend zu des Bildes Vollständigkeit gehört und werden dadurch überladen. Nur an einigen Stellen hat der Vf. gefühlt, daß die Kürze die Würze der Charakteristik ist.

Gern hätt' ich an den Schluß dieser Anzeige die aufrichtigste Anerkennung des vom Vf. angewandten Fleißes und seiner wirklichen Vorzüge gesetzt, aber Rezensentenbrauch zwingt mich, von derjenigen Seite des Buches, die die schwächste ist, grade zuletzt reden zu müssen. Dies ist die Form. Es leidet keinen Zweifel, daß Herr Klein als geistreicher Kopf nicht dem gewöhnlichen Phrasen-

Digitized by Google

ſchlendrian huldigt. Er hat Gedanken, Bilder, er hat Witz. Aber er handhabt die deutſche Sprache mit einer Schwerfälligkeit, die auf die Länge ungenießbar wird. Seine Bilder ſind zu lang ausgeſponnen. Spricht er von der Blüthe, ſo wird er auch nicht vergeſſen, die Piſtillen, Staubfäden, den Kelch, den Stengel u. ſ. w., alles, was bei einer Blüthe nur vorkommt, mit aufzuzählen und mit dem verglichenen abſtrakten Gegenſtande in Aehnlichkeiten zu bringen. Das führt zu einem Schwulſt, der ſich in dem leichten Fluß des fünffüßigen Jambus barock ausnimmt. Auch der Witz ſollte nie in Gliederverrenkungen beſtehen. Für die Redſeligkeit unſers Autors bietet jede Seite Belege und wenn ihm auch unverkümmert bleiben ſoll, daß ſich einzelne Stellen durch treffende Wahrheit und Erhabenheit auszeichnen, daß ſogar einige durchgeführte Gleichniſſe, z. B. das, wo Chataigneray das ihm verſprochene Schloß als ein luftiges in der Einbildung ſchildert, ganz ausgezeichnet ſind, ſo ſind doch Ton und ſprachliche Haltung des Ganzen im Durchſchnitt ungenießbar. Oder liegt es an des Vfs. unglücklichen Verſen? Wir begreifen unſern Autor nicht. Seine Verſe ſind keine Verſe, aber man kann ſie auch nicht ganz in Proſa auflöſen. Sprechen wie Proſa laſſen ſie ſich, aber ſie ſind keine Proſa. Und als Verſen fehlt ihnen jede Spur von Geſchmack. So hätte der Vf. entweder ein anderes Versmaaß wählen ſollen, oder es rächt ſich hier ſein durchgängig outrirtes, überreiztes und oft gemachtes Weſen.

Fast alle seine Jamben enden männlich. Dies giebt ihnen eine dem Ohre widerwärtige Härte. Wo man bisher Verse gelesen, wie folgende!

— Ihr schickt die Höll'
Als Horcher und Spion dem Aufstand, der
Empörungswuth, der Meuterei voraus;
Und vielgestaltig gaukelt er dem Volk
Dem mitbethörten, bunte Possen vor,
Sich wiegend auf den Falterflügeln, die
Mit allem Prunkstaub nichtigen Zerfalls
Der Schein und der Sophismus übertüncht.
Sich wiegend, bis den Ahnungslosen, die
Er spielerisch zu fächeln schien, das Blut,
Das leis' entsogene entquillt: denn in
Sich selbst ein Nicht'ges, schlürft er an
Der Dinge Aussenseite u. s. w.

Oder:

Du fertigst ungesäumt nach Soissons eine
Staffette mit der Nachricht ab, daß die
Bewies'ne Theilnahme der Prinzen bei
Dem jüngsten Anfalle des Königs, der
Zum zweiten Male u. s. w.

Von Beispielen dieser Art wimmelt das Buch. Sie haben uns gegen den Vf. eingenommen. Denn beweisen sie nicht einen Mangel an Geschmack, Natürlichkeit, freiem Erguß des Talentes, der sich auch an dem Inhalt des Buches rächen mußte? So wie der Dichter spricht, so denkt er auch.

Bei allen Zugeständnissen, die ich dem Fleiß und dem Talent des Herrn Klein machte, ist das Urtheil über seine

Digitized by Google

im Ganzen verfehlte Leiſtung doch ſtrenger ausgefallen, als ich wünſchte. Ich ſehe mich vergebens nach einer Milderung dieſes Eindrucks meiner Kritik um und kann keine andere finden, als die, — daß ich meine Leſer auf die Vermuthung führe, ob mir vielleicht Haß, gekränkte Eitelkeit und partheiiſche Mißgunſt dieſes Urtheil eingeflößt haben möchten? Das wird es wohl ſein. Herr Klein gehört nämlich zu meinen Gegnern.

Digitized by Google

Oper und Drama.

Als wir neulich Halévy's Jüdin, (man möchte sie eine Tendenz-Oper nennen) wiedersahen, zweifelten wir nicht mehr an der Thatsache, daß sich die Tragödie fast ganz in die Oper zu verlieren scheint. Die Menschen nehmen das tragische Schicksal nur noch hin, wenn es ihnen durch Musik gemildert wird; sie sehen jetzt Belisar, Romeo und Julie, Norma, Othello, Macbeth, Masaniello auf der Bühne sterben, aber mit Cadenzen, mit Coloraturen, die für das schmerzlich Unvermeidliche des Fatums einigen Ersatz bieten müssen. Das ernste Drama wird von der Oper immer mehr absorbirt werden. Ist diese Jüdin nicht so reich an Handlung, wie Shakespeares Kaufmann von Venedig? Ist Eleazar nicht schon mehr als Sänger, ein Schauspieler, und mehr als Schauspieler, ein Charakterspieler? Da tönen die Glocken wie in der Jungfrau von Orleans, da hört man die Messe wie in einem Drama von Victor Hugo, da werden Volksfeste gefeiert, wie in einem Schauspiel von der Birch-Pfeiffer. Die Concurrenz solcher Opern mit dem Drama ist für

Digitized by Google

den Augenblick nicht zu überwinden, am wenigſten, wenn das Drama nach den Repreſſalien melodramatiſcher Reizmittel greift.

Weit größere Hoffnung ſetzen wir theils auf die immer mehr um ſich greifende muſikaliſche Bildung, theils auf die Dinge, die die eigentliche Würze des Drama's ausmachen und die kein Componiſt je erreichen wird. Der muſikaliſchen Bildung, die immer weiter greift, wird zuletzt der Ton, die Harmonie nichts in dem Grade Neues und Bezauberndes mehr ſein, als dies ſeit zwanzig Jahren der Fall iſt. Man wird gegen die muſikaliſchen Effekte gleichgültiger werden, da es auch ohnehin in ihrer Natur liegt, ſich zu wiederholen. Der Ton läßt ſich weit öfter variiren, als das Wort; aber Töne haben wir nicht viel über zwanzig, und Worte ſo unzählige, wie im Haupt des Menſchen Gedanken, in ſeinem Herzen Gefühle ſchlummern.

Die zweite Hoffnung *für* das Drama ſind die muſikaliſchen Unſchönheiten, die nicht ausbleiben können, wenn der Ton über ſeine Sphäre hinausgeht. Wenn in der Jüdin am Ende des zweiten Aktes Eleazar droht, der Prinz ſich entſchuldigt, Recha begütigt, ſo gäbe das im Drama ein Enſemble, welches allmächtig wirken könnte; in der Oper aber muß man ſich die Ohren zuhalten. Das iſt keine Muſik mehr. Ein Terzett iſt auf den Grundſatz der Harmonie gebaut und muſikaliſche *Harmonie* kann da, wo drei Gefühls-Motive im *Kampfe* liegen, naturgemäß nicht mehr ſtattfinden. Die Harmonie iſt erzwungen

und thut dem Ohre nicht minder, wie dem geistigen Auge weh, da man sich eine solche Situation nur disharmonisch denken kann. Diese leidenschaftlichen Ensembles wiederholen sich in der Jüdin sehr oft. Die Gränze der Musik ist hier überschritten und der tiefer fühlende Hörer muß sich gestehen: Da sehn' ich mich nach dem Drama zurück, wo jede Leidenschaft sich im Strome schöner Worte ergehen kann und außer dem Reiz des Dargestellten mir noch die Einsicht in die Tiefen der menschlichen Gedankenwelt klar und offen vorliegt.

Digitized by Google

Der Fabrikant von E. Devrient.

Der Stoff an dem Fabrikanten (nach Souveſtre, von Eduard Devrient) iſt nur überaus einfach und collidirt mit vielen deutſchen Stücken, z B. „Noch iſt es Zeit," wo untreue Ehefrauen von weichgeſtimmten Ehegatten wieder zu Gnaden angenommen werden. Für unſer Gefühl haben Ausſöhnungen dieſer Art etwas Verletzendes. Eine Untreue läßt ſich nicht vergeben, wie eine Beleidigung; Ehegatten können ſchmollen, zürnen, ſich das Leben ſauer machen und ihre Ausſöhnung wird uns erfreuen. Daß ein Ehrenmann ſeiner Frau aber eine Untreue vergiebt, glauben wir nicht. Er wird ſich nicht ſogleich von ihr ſcheiden laſſen — er wird ſie dulden, er wird Gras über das Geſchehene wachſen laſſen und Heilung ſeiner Wunde von der Zeit hoffen; aber eine Scene, Rührung und große Schlußgruppe — das hat immer etwas Unwahres und muß nur ſchwachen Seelen oder ſolchen, die ſelbſt ſündigen und ſich gern entſchuldigt ſehen, gefallen. Nun kommt noch hinzu, daß die Schlußkataſtrophe, wie Havelin das noch rettbare Herz ſeiner Frau erfährt, hier nicht beſonders

Digitized by Google

geistreich herbeigeführt ist. Doch das Sújet ist an diesem Drama das minder Wichtige. Bedeutungsvoller sind die Motive, die Staffagen, die Charaktere, die Wendungen des Dialogs. Souvestre, der Dichter des Industrialismus, hat sicher dazu die Grundzüge geliefert: die weitere dialektische Ausführung und das Verdienst derselben, wenn es ein solches ist, gebührt dem deutschen Bearbeiter, dem Verfasser der „Verirrungen." Herr Devrient gefällt sich darin, den Figuren und Situationen seiner Dramen einen zeitgemäßen Hintergrund zu geben. Wie sehr ihm dies gelingt, beweist der Erfolg derselben. Auch dieser Fabrikant enthält polemisch-soziale Elemente, die das geringe und verbrauchte Interesse des Sújets vergessen lassen. Herr Devrient hat das französische Original im wahren Sinne des Wortes verdeutscht. Er hat den Charakteren eine deutsche Färbung gegeben: es fehlt sogar an momentanen Beziehungen nicht. So geistvoll sich der Bearbeiter hierin erwies, so bedauern wir doch, seinen Tendenzen diesmal nicht beistimmen zu können, wie in den Verirrungen. Wir glauben, daß in diesem Fabrikanten die Gränze der für die Bühne zulässigen Polemik überschritten ist. Die Bühne soll nie eine Lehrkanzel, nie ein Beichtstuhl werden. Wenn Thorheiten der Zeit verspottet werden sollen, so hat Molière längst dafür sein charakteristisches Lustspiel erfunden. Ein polemisches Schauspiel hat etwas Nüchternes, Poesieloses und beleidigt sogar. Dieser Strumpfwirker Cantal spricht

mehr, als er verantworten kann. Das ſind nicht mehr heitre Lebensmaximen, ſondern galligte Expektorationen, die der Autor vom Schreibtiſch in die Rolle des Schauſpielers überträgt. Dieſer Cantal reizt die Stände gegen einander auf; denn es iſt unverſchämt, wenn er ſagt: die Dichter wären oft froh, wenn ein Kaufmann ſie unter ſeine Fittiche nimmt, zumal wenn er dies mit einer Betonung ſagt, (Herr Devrient ſchreibt ſie wahrſcheinlich vor) daß der Kaufmannsſtand darauf applaudiren ſolle. Wie konnte ſich ein Dichter, ein Künſtler ſo vergeſſen und eine ſolche Apotheoſe der Philiſterei ſchreiben? Gewiß, wir kennen die Albernheit der Zerriſſenen, der Weltſchmerzlichen ſehr wohl; allein iſt dieſer Maler Lambert ſchlecht genug, um ſo pedantiſch gezüchtigt oder gut genug, um anders, als luſtſpielmäßig verſpottet zu werden? Daß es Menſchen giebt, die ſich für verkannte Genies halten, wird zu allen Zeiten auf der Bühne nur Gegenſtand der Satyre, nicht einer ſo verbiſſenen, heftigen, alle heitern Gränzen der Kunſt überſchreitenden pedantiſch ernſten Polemik ſein dürfen, wie in dieſem Fabrikanten. In Ehren weißes Haar haben — wie ſchön! Jung ſein — wie weit ſchöner noch! Zu allen Zeiten hat das Alter die Jugend glücklich geprieſen — erſt jetzt fängt das Alter an, ſich ſelbſt zu applaudiren, wenn auf der Bühne etwas gegen die Jugend geſprochen wird! Und wenn ich ein Greis von 70 Jahren bin, ſo will ich den Jüngling preiſen, der noch Zeit zu Thorheiten, noch Zeit ſie zu beſſern, hat.

Digitized by Google

Herr E. Devrient hat dem Schlafrock und der Nachtmütze in diesem Stück ein poetisches Lüstre geben wollen — o gewiß, ein ehrlicher Fabrikherr mit gesunden, frischen Wangen, mit gesunden, frischen Lebensmaximen hat gewiß sein gründlich Ehrenwerthes; aber auch Ansprüche auf dichterische Verherrlichung, auf eine solche Bevorzugung, wie Herr Devrient sie diesem Cantal einräumt? Lambert ist in demselben Fall, wie Werther. Gewiß war Werther ein Thor, gewiß ein Verbrecher. Aber man sollte ihn jetzt lächerlich machen dürfen, man sollte ihm sagen dürfen, er wäre keine so würdige poetische Staffage, als ein ruinirter Fabrikherr, für den die Fabrikarbeiter, um ihn aus seinem Prozeß zu retten, eine Woche lang auf ihren Lohn verzichten? Trostlose Verirrung der Ideen, noch trostlosere Verirrung der Kunst! Herr E. Devrient würde uns sehr erfreuen, wenn sein achtbares Talent diese Art von Polemik nicht wieder auf die Bretter brächte und sich in harmloseren Schilderungen gefiele, wo ihm Manches schon so artig gelungen ist! —

A. P. hat in ihrem Drama: Noch ist es Zeit, ein unverkennbares Talent für die Bühne gezeigt. Zwar fehlt es diesem Erstlingswerke an äußerer Handlung, dafür ist die innere desto geistvoller und gemüthlicher motivirt. Die Exposition ist außerordentlich unbeholfen; die Entwirrung des Knotens dafür desto gewandter. In der Methode der Behandlung erkennt man die Zartheit einer Frauenhand, zu gleicher Zeit aber auch ihre Schwäche.

Digitized by Google

Das weibliche Princip ist in dem Stück sehr schön durchgeführt, aber auch zu ausschließlich vorherrschend; die Männer werden erdrückt, unsre Gefühle drohen beim Anblick dieser etwas schwächlichen Seelenzustände zu erschlaffen, es fehlt dem Stück die feurige, leidenschaftliche Stoffbeherrschung, die nur Männern möglich ist. Es ist auch dies weibliche Schwäche, daß A. P. ihre Katastrophe auf einen Zug im Mannesherzen baute, den sie voraussetzte, aber nicht beweisen kann. Welch ein Mann wird so schnell vergeben, wie dieser Getäuschte, dessen Frau wirklich auf dem Stelldichein mit einem Prinzen, der sie liebt, sich einfindet? Dieser Schritt ist mit wirklichem Fall ganz gleichbedeutend und nur lange Reue könnte den Mann da versöhnen, wo A. P. ihn schnell mit Vergeben und Vergessen bei der Hand sein läßt. Wir müssen auf unsrer Hut sein, daß uns die für die Bühne jetzt schreibenden Damen nicht die Männer zu schwach, zu weichlich und von den Frauen überragt darstellen. — So gelungen die Diktion des Stückes ist, so gehört doch alles, was Frau von Saaren und Herr von Scheerschau sprechen, nicht zum Stücke. Diese Längen nützen allerdings dem Stoffe, weil seine schwachen Motive dadurch desto stärker hervortreten; aber die Kritik kann sie nicht gutheißen.

Digitized by Google

Marſchner's Vampyr.

Ich finde das Sújet dieſer Oper nicht ſo abſchreckend, als es der Mehrzahl unſers Publikums ſcheint. Hat man ſich an die allerdings im Anfang frappirende Idee, einen Blutſauger auf die Bühne zu bringen, gewöhnt, ſo bekommt die fernere Entwickelung des Sújets doch einen eignen ſchauerlichen Reiz, dem man ſich nicht entwinden kann. Es iſt möglich, daß man, um nicht abgeſtoßen zu werden, dem ſinnlichen Bilde, das uns hier vorgeführt wird, eine Allegorie unterlegen muß. Mir iſt dieſer Verſuch, eine ultraromantiſche Idee zu verſinnlichen, ſchon als ſolcher pikant; wie nun erſt, wenn ich den Vampyr im Geiſte Byron's faſſe, wenn ich in ihm Byron ſelbſt finde, den Geiſt ſeiner Poeſie und ſeines Lebens! Das iſt dieſe unheimliche Seelenzerriſſenheit, die dem Ausdruck des Antlitzes eine zu gleicher Zeit abſchreckende und doch wieder ſo unendlich anziehende Gewalt giebt; das ſind die Triumphe, die der Zweifel über den Glauben feiert; das iſt die lockende Verführung, die für Frauen von höherm Schwung in blaſſen verlornen Seelen liegt! Wenn das

Digitized by Google

Sújet dieſer Oper nicht anſpricht, ſo liegt dies beſonders darin, daß der Vf. des Textbuches es zu ſinnlich, zu wirklich und nicht allegoriſch genug faßte. Das Geiſterhafte hätte öfter mit hineinſpuken und jedenfalls im Beſitz der Schlußſcene ſein müſſen. Die Heirath der ſchottiſchen Dame mit ihrem Freier intereſſirt zu wenig, als daß ihr das Schlußtableau gebührt hätte. Wenn Marſchner dieſe Oper populär machen will, ſo muß er noch in der Art des Don Juan eine Schlußſcene hinzudichten laſſen und komponiren.

Die Muſik im „Hans Heiling" iſt ausgebildeter, klarer und ſelbſtſtändiger, als im Vampyr. Der Ouvertüre geht ſogleich ein durchgreifendes, dem Ohre ſich einprägendes Motiv ab. Der Hexenchor bewegt ſich in den für Compoſitionen ſolcher Art üblichen Klängen; die Pickelflöte hat dabei wie immer das Meiſte zu entſcheiden. Die ganze Compoſition dieſer Oper trägt allerdings den melodiöſen Charakter der deutſchen Muſik; doch ringen ſich aus dem oft ſehr dunkeln Chaos von Tönen und der nicht ſelten zu grellen Inſtrumentirung nur wenige wahrhaft ſchöne und ſeelenvolle Melodieen heraus. In Enſemble-Sätzen offenbart ſich ſtets der tonkundige Theoretiker; einige Duette und Terzette ſind ſehr gelungen. Das Trinkquartett und die Dazwiſchenkunft der Wirthin iſt vielleicht am netteſten ausgearbeitet; doch ſind wir an Geſängen dieſer Art ſeit Bildung der Liedertafeln ſehr reich.

Digitized by Google

Etwas für Pesth.

Wir machen auf ein neues musikalisches Genie aufmerksam, welches in kurzer Zeit allen europäischen Enthusiasmus absorbiren wird. Es ist ein Virtuose auf der Maultrommel. Der junge Mann übertrifft Alles, was man bisher auf dem Brummeisen gehört hat. Er ist 19 Jahr alt, bildschön, trägt langes, gescheiteltes Haar und hat schon soviel Liebesabentheuer gehabt, daß die Damen über sein leidendes Air, über seine interessante Blässe entzückt sein werden. Seine Art, das Brummeisen zu behandeln, ist noch nie da gewesen. Er entlockt diesem einfachen Instrumente Töne, welche selbst die Orgel nicht hervorzubringen vermag. Der Klang, den er mit seinem Munde dem Metall abzuhauchen weiß, rauscht wie Sphärenklang durch die Räume des Conzertsaales, die Decke scheint sich zu öffnen und überirdische Genien herabzusenden. Bald hat sein Ton den Klang einer Brummfliege, die am Fenster summt und in's Freie will, bald ist es, als hörte man

Digitized by Google

fernen Donner rollen, zu dem die ſchönen Augen des Künſtlers die Blitze entladen. Der Virtuoſe wird ſich in jeder Stadt nur einmal hören laſſen. Er ſpielt auch die Maultrommel mit dem linken Fuße, was für den erſten Rang ſehr angenehm ſein wird, da man nie weißere Zehen (nicht Zähne) geſehen hat. Er produzirt ſich nur in Conzerten. Bei Fürſten und Banquiers nach dem Diner zu brummen, iſt ſeiner Künſtlerehre zuwider. Wenn während ſeiner Variationen geſprochen wird, ſteht er auf und empfiehlt ſich. Der junge Mann wird alle muſikaliſche Referenten in Verlegenheit ſetzen; das ganze Wörterbuch ihrer Braviſſimis nimmt er in Anſpruch; wir rathen ihnen, in der Superlativrhetorik ſchon im Voraus Studien zu machen. Doch an einer Stelle iſt der junge Maultrommler verwundbar. Um es mit Lißzt, Ernſt und wie ſie alle heißen, die jetzt den Spaß der Welt machen, aufzunehmen oder ſie, richtiger geſagt, ganz zu verdrängen, fehlt ihm leider der Schnurrbart; dieſen darf er ſich nicht wachſen laſſen, weil er den Ton des Brummeiſens auffangen und vertheilen würde. Doch auch hierin wird das junge Genie nächſtens eine Auskunft treffen. An einem künſtlichen Barte probirt er ſchon ſeit einigen Monaten, ob er nicht mit einigen ſtraffgezogenen Barthaaren in Verbindung mit der alten Maultrommel ein neues Inſtrument erfinden könne, etwa eine Bartvioline, wo die Töne der Maultrommel in dem mit Colophonium zu ſtreichenden Schnurrbarte reſoniren und mit Hülfe einer ganz

Digitized by Google

wunderbar von ihm erſonnenen Akuſtik auf der menſchlichen Oberlippe Töne hervorbringen, wie man dergleichen noch nie gehört hat. Europa, rüſte Dich! Ihr Peſther und Wiener, — hier habt ihr ein Genie; deſſen Pferde es verdienen, von Euch ausgeſpannt zu werden!

Digitized by Google

Franz Liszt in Hamburg.

Es giebt noch Erscheinungen, die größer als das Feuilleton sind. Sonst regiert das Feuilleton die Welt. Könige, Dichter, Künstler werden jetzt nur noch durch das Feuilleton unsterblich. Man schreibt keine Abhandlungen mehr. Man giebt Notizen und die überbildete Lesewelt bildet sich jetzt schon daraus selbst ihr Urtheil. Aber Franz Liszt ist größer, als das Feuilleton. Man kann ihn in seiner Meisterschaft weder durch pyramidale Beiwörter, noch durch Anekdoten erschöpfen. Was haben wir über die Blätter lachen müssen, die in ihren von erkauftem Lob entweihten Spalten ankündigten: Franz Liszt wird morgen sein zweites Conzert geben! Armer Liszt, was wärst Du ohne die Unsterblichkeit, die man sich durch zwei Freibillets und ein Jahrabonnement auf Dr. Hudlers Zeitschrift erkauft! Armer Liszt, dieselbe Feder, die eben gesagt: Mad. Hahnemann übertraf sich selbst, Herr Fistel sang seinen „Part" bewundernswerth, dieselbe Feder sollte schreiben dürfen:

Digitized by Google

Herr Liszt wußte sich den Beifall aller Anwesenden zu erwerben? Nein, Liszt, Dein Pesther Ehrensäbel gehört in das Nonpareil der kleinen Chronik, aber Deine Künstlergröße vorn an die Stirn der Journale. — Wir können nicht sagen, daß wir die außerordentlichen Schwierigkeiten überschauen, die der geniale Künstler überwindet. Uns schien er über Blumen und Wiesengrün schmetterlingsartig zu fliegen, während Viele neben uns schwindelten und behaupteten, sie sähen ihn wie weiland Kaiser Max auf der Martinswand, aber sein Genius umschwebe ihn und würde ihn schon in die sichere Ebene der Schlußcadenz zurückführen. Einigen Klavierspielern neben uns wurde ganz unwohl. Sie lachten übermäßig, um zu verbergen, daß sie eigentlich weinen wollten. Liszt soll in der That noch weit mehr ächter Klavierspieler sein, als Thalberg, den ich in Baden-Baden hörte und der mich recht fröstlich kalt ließ. Dreyschock ist gegen Liszt ein kleines, artiges Talent, das schon an der Gränzlinie der Charlatanerie liegt. Was Referenten an Franz Liszt ganz besonders ansprach, war Folgendes: 1) seine poetische Erscheinung. Seine Züge haben ganz jene weibliche Milde, die alle höhere Genies auszeichnet, sein Auge spricht, seine Atmosphäre läßt ein ereignißvolleres Leben ahnen, als die täglichen zwölfstündigen Uebungen des treibhausgezogenen Virtuosen. Dieser Liszt zeigt uns nicht jene Jammergestalten, die sich für einen Thaler in den Conzerten hören lassen und denen man recht ansieht,

Digitized by Google

wie sie die Nächte nur anwendeten, um durch Schlaf ihre durchgeübten acht Früh- und vier Nachmittagsstunden wieder einzuholen. Liszt, das sieht man wohl, hat auch in den Nächten seiner Kunst — vielleicht auch dem Leben — geopfert. 2) Liszt erscheint. Er sieht wie Franz Dingelstedt aus. Er zeigt alle Spuren der jeune Europe. Wie ich mich freute! Diese jeune Europe, diese jeune France, diese jeune Allemange — wie wird sie verfolgt und als flüchtig, windig, ankerlos hingestellt, und seht den Liszt, — haben Eure gesetzten Virtuosen von ehemals, Eure Hummel und Field, das geleistet, das studiert, was dieser junge Zerrissene, dieser junge Georg-Sandist muß über sich gewonnen haben? Welche Uebungen gehören dazu, um ein Hummelsches Septett aus dem Kopf zu begleiten! Ich will nicht rezensiren, ich will auch nicht sagen, daß eine solche Streicherei von sechs Instrumenten mit einem siebenten Streicher (nein, Liszt hat einen Erard) sich wie ein Scharivari der wilden Südseeinsulaner anhört, ich will nur mit einem alten Freund aus München sagen: „Nein, das muß wahr sein, der Liszt ist schon groß." 3) Liszt ist da. Man hat sich sehr über den Wirth zur Stadt London geärgert, in dessen Saale die Gesellschaft versammelt ist. Man hat gesehen, daß ein Kellner, sage ein Kellner, in seiner unanständigen kurzen Jacke mit bloßem a posteriori die Leuchter auf den Flügel stellt, man hat sich geschämt, daß man für drei Mark zwölf Schillinge nicht einige in Livrée

gesteckte dienstbare Geister auf dem Podium des Flügels hanthieren sieht, geschämt, der Londoner, Pariser, Berliner und Wiener wegen, die von dem Pli des Hamburgers hier einen gar traurigen Begriff bekommen müssen — genug, Liszt ist da. Nun kannt' ich ihn früher nur aus Dantan's Gyps-Carrikaturen. Und in der That die hundert Finger an zwei einfachen menschlichen Händen sind da. Liszt scheint die Arme früher bei seinen Uebungen in einer eisernen Maschiene gehabt zu haben: nur die Finger spielen. Der Oberkörper ist würdevoll zurückgebogen, die Arme sind in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt. Die Finger selbst werden nur von dem obern Handgelenk regiert, wie beim Violinspieler. Liszt setzt sie von oben senkrecht herunter und macht sich den Spaß, nach jedem Ton, den er angeschlagen hat, die Hände in die Luft zu schnellen, als wollte er dem Publikum mit Jantje von Amsterdam sagen: Seht, nichts als Geschwindigkeit, keine Hexerei. Es war ein prächtiger Einfall von Liszt, sich diese drollige Taschenspielerei der Hände anzugewöhnen. Viele Leute, die nichts von der Musik verstehen, halten nun das Ganze doch für Zauberei und ahnen das Uebernatürliche derselben aus dem Schein von Natürlichkeit, den sich die Hände geben. Damit auch Alle dies Becherspiel der Hände sähen, rückte Liszt seinen Flügel auch einmal nach der andern Seite des Saales hinüber, was ihm sehr viel Freunde erwarb. Liszt hätte ein großer Künstler sein können, aber daß er den Damen zu

Digitized by Google

Lieb' seinen Flügel umkehren ließ, zeigte ihn auch als Mann von Gefühl. Diese Aufmerksamkeit war hier noch nie vorgekommen. Nicht Thalberg, nicht Ernst hatten so viel Gemüth entwickelt. Liszt, der Künstler könnte vielleicht vergänglich sein, aber — daß er seinen Flügel schwenken ließ, um jeder auch noch so mittelmäßigen Klavierspielerin die Art zu zeigen, wie er die Finger ansetzt, das wird man ihm nie vergessen. Daß Liszt Geist hat, weiß man daraus, daß Georg Sand ihm Freundin sein konnte, daß er Seele hat, beweist sein Spiel, aber — nun hat er bewiesen, daß er auch ein Herz hat. 4) Liszt's Finger! Hier muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich sie mit etwas keineswegs Schönem vergleichen werde. Aber welcher Vogel ist häßlicher, als die Sängerin der Haine, die Nachtigall? Die Hasselt in Wien ist auch nicht schön und Liszt's Finger sind es noch weniger. Soll ich sagen, wie mir diese aufgespreizten fünfgespaltenen Hände mit ihrem stelzenmäßigen Gange über die Tasten des Instrumentes erschienen sind? Wie Krähenfüße. Ganz derselbe hohe Trab, dieselbe Länge, dieselbe Spreizung, nur mit dem Unterschied, daß der Pfau seine Füße unter dem glänzenden Gefieder zu verbergen sucht, Liszt aber in manchen Augenblicken ganz Finger wird. Warum man in unsern anatomischen Museen nicht zweierlei Skelette in allerhand Arten zu sammeln sucht: Hände von Dieben und Hände von Virtuosen? Ich wüßte nichts Interessanteres, als neben der Hand eines

Digitized by Google

Steuereinnehmers die eines Jack Sheppard und neben der eines Stadtmusikanten, der in seinem Leben nichts als Kirmeßwalzer spielte, die eines Paganini zu vergleichen. 5) Franz Liszt ist auch Redner. Er wandte sich an das Publikum mit der Erklärung, er wolle gern dem an ihn ergangenen Wunsch, eine Sonate von Beethoven zu spielen, entsprechen, müsse aber dann bitten, ihn von einer andern Pièçe zu dispensiren. Er sprach deutsch. Franz Liszt würde jedoch in der Badischen Ständekammer keine große Rolle spielen. Möglich jedoch, daß man ihn bei einem Zweckessen, welches die Heimchen auf der Wiese veranstalteten, als Toastausbringer verwenden könnte. Er würde bei dem Gutenbergsessen in Berlin sehr gut haben die Preßfreiheit in Anregung bringen können, denn er würde, da man ihn nicht gehört hätte, die Gesellschaft vor allen Unannehmlichkeiten bewahrt haben. Franz Liszt ist schon deshalb für die Opposition, weil die Regierung ihn nimmermehr zur Vertheidigung ihrer Maßregeln würde brauchen können. In einem Zimmer von acht Quadratfuß ist es jedoch möglich, daß Liszt sich auch zum Demosthenes aufschwingt. — Ueber das Artistische seines Spiels mögen Kenner urtheilen. Ist er besser im Piano oder im Forte, wir wissen es nicht; aber sein Pianoforte, ein Erard, wird einstimmig für nicht ganz vorzüglich erklärt. Er kam mit dem Dampfboot aus London. Vielleicht hat er etwas an der Seekrankheit gelitten. — Ein Ehrensäbel wird dem Künstler

Digitized by Google

hier nicht verehrt werden. Aber wär' unser Bürgerrecht (es kostet nur dreißig Mark) nicht gar zu wohlfeil, vielleicht machten wir ihn zum Ehrenbürger. Zu einem zwanzigmaligen Hervorruf haben wir uns indessen schon aufgeschwungen und es fehlte nur ein leiser Stoß, so hätten wir uns zu ungarischen Eljens hinreißen lassen. Von hier wird Liszt wohl nach Berlin gehen. Er ist kein Mensch, er ist eine Erscheinung.

Digitized by Google

Digitized by Google

VII.

Vermischtes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gebrüder Grimm.

Nach ihrer Göttinger Verbannung.

Wen ſchmerzt es nicht, zwei Männer auf deutſchem Boden heimathlos irren zu ſehen, in deren wiſſenſchaftliche Leiſtungen die liebſten und zarteſten Intereſſen des Vaterlandes verflochten ſind! Jacob Grimm waltet als ein Geiſterkönig über Deutſchland, dem mehr als bloß Domänen, mehr als Landesgeſtüte, mehr als conſcriptionspflichtige Unterthanen gehorchen, dem das Säuſeln der deutſchen Eichen, die Zugluft in unſern Gebirgen, das Gold und Silber der Sagen, welches unter unſerm Boden ſich hinzieht, der Hauch unſerer Sprache, unſere Geſchichte, unſere große Vergangenheit unterthan iſt. Und ihm zur Rechten ſitzt ſein Bruder, Wilhelm Grimm, und reicht ihm die Bücher, die Jener enträthſelt, den Becher der Poeſie, aus dem er weiſſagt, ein flinker, dichteriſcher Bote, mit den Schwingen der Phantaſie an ſeinen Füßen, der hier und dort im Einzelnen die Aufträge beſorgt, die der ältere Bruder im Zuſammenhange des Ganzen,

Digitized by Google

im einheitlichen Bewußtsein giebt. Beide Brüder können mit dem Bettelstabe durch Deutschlands Gauen pilgern und, wenn die Menschen nicht, die Nymphen unserer Flüsse, die Gnomen unserer Berge werden in ihnen die treuen, gelehrten Freunde der Barden und Minnesänger erkennen und sie pflegen und bewirthen, während sie die Polizei aus den fürstlichen Territorien vertreibt und ihnen Zwangspässe giebt! Und der kleinste Collaborator im kleinsten deutschen Städtchen, wenn es Nachts an seinem Fenster pochte, und eine Stimme riefe draußen: Jacob Grimm ist da! — ja, und er mag noch so verpehmt und in Acht erklärt sein, und der Collaborator mag schon zehen Jahre nur noch als Hülfslehrer vikariren, er wird glauben, das Himmelreich zöge bei ihm ein und das Riesengebirge der „deutschen Grammatik" spalte sich und ein hoher unsterblicher Geist stände in irdischer Verwandlung vor ihm. Er wird den Stuhl segnen, auf dem ein Grimm gesessen.

Digitized by Google

Rosenkranz.

Seinem Werke über Psychologie liegt eine Fülle von geistreichen Beobachtungen und Thatsachen zum Grunde, wie sie nicht in den praktischsten Compendien der gewöhnlichsten Krug'schen Empirie zu finden ist. Man würde behaupten können, daß diese Erweiterung der Doktrin den Hegel'schen Maximen widerspräche, wenn nicht Hegel selbst, mehr als die meisten seiner Schüler, grade in dem thatsächlichen Material so groß gewesen wäre, welches er aufhäufen konnte, um seinen Begriffen die Anwendung auf die Geschichte und Erfahrung zu geben. Er war in den entgegengesetztesten Fächern der praktischen Wissenschaften erfahren, hatte, da es unmöglich ist, Alles zu lesen, das Meiste gelesen, war in Reisebeschreibungen bewandert, und fand sich in China, Indien, in Afrika geographisch so zurecht, wie in der Geschichte und Chronologie. In der Vielseitigkeit des Wissens steht ihm von seinen Schülern Rosenkranz am nächsten. Welche Studien, welche durchdachte Lectüre setzen diese trefflichen Ausfüh-

Digitized by Google

rungen voraus, welche zu dem doktrinären Gerippe dieſer Pſychologie das Fleiſch, zu dem Saatkorn der trockenen Begriffe die friſche, üppige Entfaltung der Blume, den Duft des Lebens bilden! Selbſt auf die Gefahr hin, den Hegelianern lächerlich zu erſcheinen, erkläre ich, daß dies Buch eine *populäre* Arbeit iſt, welche die allgemeinſte Verbreitung verdient, daß ſie jedem Gebildeten Unterhaltung gewährt, und für die wenigen Paragraphen, die ihm ſchwerer ſein ſollten, die reichſte Entſchädigung durch zahlreiche geiſtreiche Beobachtungen und die paſſendſten Citate bietet. Auch darin liegt etwas von der *ächten* Popularität, welche Roſenkranzens Schriften auszeichnet, daß er ein Dichter iſt — nicht Dichter in dem Sinne, wie Rückert und Uhland; ſondern Dichternatur, innerer, geſtaltender Dichter, Dichterverwandtſchaft, grade in dem Sinne, wie es ſo ſchmerzhaft iſt, daß *Gervinus* in ſeiner Literaturgeſchichte trocken und blaß ſagen kann: „Ich bin kein Dichter.“ Warlich das ſollte Niemand ſagen, der etwas Höheres erſtrebt. Dichter ſind wir alle, wenn wir den Lockungen des Genius folgen, wenn wir auch nicht Beiträge in den Muſenalmanach ſchicken. Ich kann den Philoſophen und Geſchichtsſchreiber der Poeſie nicht begreifen, der ſo entſchieden von ſich zu ſagen wagt: „*Ich bin kein Dichter!*“

Die Vorrede dieſes vortrefflichen Buches iſt an ſich ſchon eine denkwürdige Erſcheinung. Geharniſcht tritt ſie für eine Sache auf, die Roſenkranz einmal zu ſeinem

Digitized by Google

Mittelpunkt gemacht hat, die Hegel'ſche, und von der ich mir anzunehmen erlaube, daß ſie nicht eine Befriedigung des Roſenkranz'ſchen Strebens iſt, ſondern nur ein ungefähr abgeſtelltes und beſeitigtes Bedürfniß, das Bedürfniß, bei ſo vielfachen Sympathieen und Studienrichtungen, die dieſem vielſeitigen Gelehrten einmal eigenthümlich ſind, einen gewiſſen Schwerpunkt, eine theoretiſche Einheit zu behalten. Wie ſehr bei ihm der freie, poetiſche Geiſt gegen die Anſprüche der Schule zu reagiren geneigt iſt, zeigt ſich auch zu ſeiner Ehre in allen Punkten dieſer Vorrede. So bittet er die Berliner, ſie möchten ihm in die neue Ausgabe der „Encyclopädie" nicht zuviel Anmerkungen und Zuſätze hineinbringen, „damit die ſchöne Gliederung des Werkes" nicht verloren gehe. Schon hier ſieht man, daß er ſein Syſtem mit einer ſehr eiferſüchtigen Eleganz behandelt wiſſen will. Aber es iſt noch mehr. Roſenkranz fühlt ſich zwar in Hegel, aber mit freiem Bewußtſein; er bewegt ſich in ihm, aber nicht um ein und dieſelbe Axe. Er will nicht, wie dieſer, über Hegel neue Luftſchlöſſer hinaus bauen, oder wie jene, neben Hegel ſeine eignen Kapellen oder Wirthſchaftsgebäude anlegen; ſondern er deutet klar genug an: Hegel ſei die Luft, die Begränzung; in ihr und von ihr lebet, ihr Schüler, aber ganze Strecken hat Hegel noch öde gelaſſen, die baut an; manches iſt unvollendet, das vollendet! Roſenkranz iſt fern von dem pedantiſchen Ehrgeiz eines Weiße, der nun noch etwas Subtileres in

Digitized by Google

Leipzig ausgeheckt haben will, als Hegel, ſo daß Einem vor lauter Metaphyſik und geſpaltenen Sonnenſtäubchen ganz ſchwindſüchtig auf der Bruſt wird; ſondern er fordert die Philoſophen auf, die Fülle freier Individualität und tüchtige bewußte Forſchung in Hegels weite Begränzungen hinein zu tragen, am wenigſten aber den ſchon einmal gekochten chineſiſchen Thee, möcht' ich faſt ſagen, immer wieder abzukochen und zu ſieden, bis wir zuletzt das klare Waſſer haben werden. Er ſagt: „Die ſtereotype Wiederholung, lediglich des traurigen Ruhmes halber, ſich treu und konſequent geblieben zu ſein, iſt in der Philoſophie lächerlicher als irgendwo."

Roſenkranz ſpricht darauf vom Styl in der Philoſophie, inſofern dieſer erſt Methode und ſpäter Ausdruck iſt. Er hat gut hierüber ſprechen, da er einer der glänzendſten Stylиſten iſt, die wir beſitzen und, wie ich faſt behaupten möchte, früher, als er mehr literarhiſtoriſche Richtung hatte, ein Studium daraus machte (z. B. in ſeiner Geſchichte der Deutſchen Poeſie im Mittelalter), blendend ſchön zu ſchreiben! Wenn er aber, in Bewunderung des Hegel'ſchen Styles auch hinzuſetzt: „Man wird in einiger Zeit ſchon ſehen können, wie ſich Hegels Sprache durch eine Menge von Canälen als ein mächtiger Strom in unſre Literatur ergoſſen hat; ſelbſt ſeine Gegner haben dem Zwang ſeines fernhin treffenden Ausdrucks nicht widerſtehen können, und Alles, was ſeit einem Dezennium von Berlin in der Literatur ausgeht, iſt, bis

auf räsonnirende Artikel in der Preußischen Staatszeitung, selbst über Materien, wie die Vollblutsfrage, davon inficirt" — so läßt sich vielleicht das Faktum nicht in Abrede stellen, wohl aber die Schönheit desselben; wenigstens sind diejenigen Autoren, welche sich durch Hegel'sche Redensarten ankündigen, wie: hierüber ist zu sagen... oder: Dies erweis't sich als:... u. s. w. langweilige Patrone. In den ferneren Erörterungen über den Styl muß ich mich bei Herrn Rosenkranz bedanken, daß er mich als eine Art Autorität angeführt hat; leider werd' ich bei den nicht kurzen Stellen aus meinen Schriften, die er anführt, nicht genannt, welches freilich die Folge meiner schrecklichen literarischen Sünden ist, durch die ich mir früher in Preußen den Mundtod und eine konsequente Anonymität zugezogen hatte.

Digitized by Google

Dr. Strauß.

Von diesem berühmten Manne ist jetzt eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre erschienen. Dies Buch will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurtheile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode dereinst begleiten soll.

Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen und gelehrten Mannes über Bleibendes und Vergängliches am Christenthum. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert trachtet, (und unser Jahrhundert ist hier freigebig genug mit Scheiterhaufen!) mich spricht in diesen Ergüssen nicht Alles an. Was ich aber bewundern muß, ist die Unbefangenheit dieses Schriftstellers. Leset die Schriften aller Theologen und sie werden immer erst Christen und dann Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleier-

Digitized by Google

macher, haben vom Lehrstuhl oder der Kanzel, von der Gewöhnung oder ihrem Gemüth her eine gewisse christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches A priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimuth durch theologische Salbung zu verdecken, braucht niemals biblische Wendungen, verschmäht am Schluß seiner Aufsätze das Ja! und Amen! oder die Doxologie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurtheil oder an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kindlichen Glauben wieder zu heilen sucht. Er ist offen und ehrlich, wie ein guter Anwald, der uns vor dem Beginn eines Prozesses warnt, den wir uns schmeichelten, nie verlieren zu können.

Ich muß noch Eins an Strauß bewundern: seine Universalität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daß er in allem, was das menschliche Nachdenken nur reizen kann, heimisch scheint. Er verweist nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Aesthetiker, sondern er hat Ursache, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturtheil berechtigt zu fühlen. Dies ist auch die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung weht. Man sieht nirgends den Theologen oder Aesthetiker oder Historiker, sondern den Philosophen, der dies alles ist, und den Menschen, der mitten unter seinen nächtigen Formeln

Digitized by Google

ſich die geſunde, friſche Farbe des Lebens erhielt. Heimiſch in Poeſie und Kunſt, in Geſchichte und jeglicher Lebenserfahrung verräth er, daß er über jede Frage mit abſtimmen könnte. Ruhig und getragen wallt ſein Urtheil über Untiefen und Klippen hin.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewiſſe Weltlichkeit ſeines Weſens preiſen, die ihm den Gleichmuth giebt, frei und unbefangen über ſonſt myſtiſch verſchleierte Dinge zu reden, ſo will ich ſelbſt nicht läugnen, daß ſich dieſe Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen ſcheint. Es liegt dies theils in ſeinem Gegenſtande, wo die Vorausſetzungen des Katheders und der Kinderlehre faſt ganz dieſelben ſind, theils in ſeinem großen Talent für populäre Darſtellung. Ich möchte Vieles nicht ſo ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; aber daß er ſelbſt den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, iſt ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieſer Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern iſt, denen es gelang, über ſchwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erſchrickt vor nichts, ja ſelbſt vor dem Trivialen nicht; er wiederholt ſich ohne zu ermüden: er iſt deutlich bis zum Flachen. Man muß einen geiſtvollen Mann bedauern, der hier in der Nothwendigkeit iſt, Dinge, die eigentlich unbeſtritten ſein ſollten, vertheidigen zu müſſen und zu demonſtriren, daß

Digitized by Google

etwas, was außer der Bibel nicht möglich iſt, es auch nicht in der Bibel ſein könne.

Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer und er iſt es, was die Methode ſeines Denkens anlangt. Aber welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht in eine klare Vorſtellung aufgeht! Strauß iſt Rationaliſt in der edelſten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beſchönigen muß. Hegel ſelbſt war nicht frei von einer Vorliebe für Dämmerungszuſtände. Nur in ſeiner rein logiſchen Periode, die den Anfang ſeines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er ſeinen romantiſchen Urſprung völlig überwunden und das Myſtiſche völlig abgeſtreift. In ſeiner Lebensneige, als ihn die praktiſchen Beziehungen ſeiner Lehre auf Geſchichte, Leben, Sitte und Ueberlieferung mehr beſchäftigten, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Taſten nach dem Helldunkel zurück, was Strauß und den Beſten ſeiner jüngern Schüler fremd iſt.

Nur über zwei Punkte im Vergänglichen und Bleibenden hab' ich mich nicht zufrieden geben können: über Straußens Anſichten von der Unſterblichkeit der Seele und von der Perſon Chriſti.

Strauß ſagt nicht, daß wir die Beſtimmung hätten, todte Aſche und ein erdiges Nichts zu werden: er ſtreitet nur, und ſicher mit Recht, gegen unſern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unſeres künftigen Jenſeitlebens nur zu ſehr zur Schau ſtellen. Ich bin nicht im Stande,

Digitized by Google

die dereinstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen, allein, wenn irgendwo, scheint mir doch die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier gesteh' ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüth entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vorurtheile zu kämpfen, reißt ihn hier zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden und findet diese Ausgleichung schon hienieden. Wer mag ihm glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero im Purpur." Hier hat ihn das Streben, gegen etwas Sentimentales zu kämpfen, selbst zu einer Sentimentalität verleitet. Nero im Purpur wäre unglücklich? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte, ohne dabei ganz aus der Rolle zu fallen, (denn halb allmächtig war er gewiß!) unglücklicher Nero, als der schmerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmer-

Digitized by Google

zes ſicher eine Gränze hat. Das Bewußtſein einer künftigen Ausgleichung iſt tief in der Menſchenbruſt gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf dieſe Erde ſandte, um unter Thränen ſich ſein trocknes Brod zu erbetteln, ſo hegt es ſicher der Reiche, dem ſein vom Glück geſchenkter Beſitz ein Schrecken iſt, den er vergebens durch Wohlthätigkeit ganz zu verſcheuchen ſucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienſt für die Zukunft zeugt, ſo zeugt doch das belohnte Unverdienſt dafür; denn dieſes fühlt es tief, daß es nicht auf ewig beſtehen kann.

Wenn Strauß von Chriſtus ſpricht, ſo verſteht es ſich für uns, die wir dem Aberglauben entſagten, von ſelbſt, daß eine ſalbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöſer, der Heiland u. ſ. w. als gewöhnliche Redeweiſe bei einem Streben nach hiſtoriſcher Gewißheit über Chriſtus unſtatthaft wäre. Selbſt Schleiermacher, der in Chriſtus nicht mehr Göttliches ſah, als wir alle, wenn wir ihm nacheifern, erreichen können, half ſich gegen das Vorurtheil der Menge oder „Gemeinde," wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöſer und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland" und in ähnlichen verwäſſernden Amplificationen, ſondern ganz im Sinne der Genugthuungslehre und der Bluttheologie. Es iſt redlich von Strauß, daß er dieſe Täuſchung verſchmäht. Aber ſelbſt wenn nun Chriſtus uns dieſer wieder eroberte und dem Aber-

Digitized by Google

glauben abgewonnene Mensch, dieser schwärmerische Rabbi von Nazareth ist, sollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius, fast neben Sokrates, Cäsar und Napoleon anweist? Strauß stellt, um den hohen Werth Christi anzuschlagen, eine fast arithmetische Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Besten, er weist ihm unter allen moralischen Vollkommenheiten die höchsten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menschen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moralischen Superlativmenschen ab. Gegen diese Taxirung sträubt sich etwas in unserer Brust. Wenn nicht schon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Christuslehre erfolgte, unsern Sinn steigern sollte, sollte nicht das ganze Wesen des Stifters unserer Religion mit Abzug aller frommen Sage, ihn uns dennoch verklärter erscheinen lassen, als einen bloßen relativen ascetischen Superlativ? Ist es so leicht hingesagt: unter den Guten der Beste zu sein, und noch leichter ausgeführt? Tritt uns aus dem historischen Christus nicht etwas entgegen, das ihm moralisch etwas fast spezifisch Verschiedenes von denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten sollte? Man braucht kein büßender Trappist zu sein, um über das Verhältniß der Sittlichkeit zum Genie, der Selbstüberwindung zur Ausbildung einer Prädestination, das Verhältniß dessen, was wir uns geben müssen, zu dem, was man

Digitized by Google

aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken scheint. Ob man nun der „griechischen" oder der „nazarenischen" Lebensansicht huldigt, welche erfordert wohl mehr Entsagung, innere Durchbildung und Seelengröße? Und wenn Strauß alle diese Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch diese übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß selbst, nicht schon an sich bereit sein, dem Genie im Grunde doch weniger einzuräumen, als der Tugend?

Die neue Tübinger Glaubenslehre wird wieder eine große Aufregung in der theologischen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutschland; denn sonderbar, wir Deutsche sind fast alle geborene Theologen. Es handelt sich jetzt um das, was Strauß Positives geben kann. Es soll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geschichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelassen hat. Die Theologen, welche den ganzen Glauben auf den einen Satz reduziren möchten: „Ein höchstes Wesen giebt es," dürften sich durch Strauß leicht eben so getäuscht finden, wie die, welche den Glauben auf die Mythe gründeten.

Digitized by Google

Betrachtungen über Diplomatie.

Von Fr. Kölle. Stuttgart, Cotta 1838.

Wenn man ſieht, wie Talleyrand, der doch gewiß über Diplomatie ſchreiben könnte, in ſeiner Rede über den Grafen Reinhard ſeine Wiſſenſchaft gleichſam als einen Abzweig der Moral behandelte und wie er in den oberflächlichſten Phraſen den tüchtigen Diplomaten gleichſam als den nächſten Candidaten zum Monthyon'ſchen Tugendpreis darſtellt, ſo muß man Herrn Kölle gewiß Recht geben, wenn er ſagt, die Geſandten kleiner Höfe beobachteten ſchärfer, und, wie er hätte hinzufügen können, wären auch aufrichtiger, wenn ſie von ihrer Wiſſenſchaft etwas eingeſtehen. Herr Kölle war längere Zeit an der Würtembergiſchen Geſandtſchaft in Rom attachirt und konnte von dieſer wahrſcheinlich ſehr friedfertigen Sinecure aus die alte Schule der Diplomatie, die Römiſche, mit der neuen und neueſten (der Januskopf auf dem Titel deutet die Verſchiedenheit vortrefflich an) vergleichen und ſich allmälig jene geiſtvollen Maximen bilden, welche

Digitized by Google

den Inhalt dieſes Buches machen. Herrn Kölle fällt nicht ein, die Diplomaten mit jener Strahlenkrone der Heiligkeit zu ſchmücken, wie ſie Talleyrand in Anſpruch nimmt; er iſt Weltmann genug, um zu wiſſen, daß die Diplomatie die weltlichſte aller Wiſſenſchaften iſt, und daß ſie mit der Klugheit der Menſchen nur auf deren Thorheit begründet werden kann. Die berühmten Sätze Talleyrands, daß die Sprache erfunden iſt, um unſre Gedanken zu verbergen, und daß ein Mord oft mehr als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler iſt, ſind ihm mit Recht beſſere Quellen für ſeine Beurtheilung der Diplomatie, als eine Gedächtnißrede, wo ein Diplomat unter die Heiligen verſetzt wird, und Talleyrand wenigſtens inſofern hoffen kann, in den Himmel zu kommen, als er jenem die Schleppe trägt.

Weil ſich unſere Zeit gegen das Geheimniß ſträubt, und doch von einer unerſättlichen Neugier nach Geheimniſſen gequält wird, ſo wird man bei der Lektüre eines ſolchen Buches, wie des vorliegenden, beſonders auf Enthüllungen begierig ſein, und es iſt wahr, viele uneingeweihte Leſer werden Wunder glauben, welchen Geheimniſſen in die Karten zu ſehen. Indeſſen iſt der Verfaſſer mit zarter Schonung zu Werke gegangen und hat in der That den Geſichtspunkt beibehalten, grade die Diplomaten über Mancherlei aufzuklären, was ihnen nützlich und angenehm iſt. Viele ſeiner Lebensregeln ſind lächerlich; aber ſie ſind auf die Schwäche der Men-

Digitized by Google

ſchen und die Intereſſen der Staaten berechnet. Allenfalls werden Schauſpieler von der Lektüre dieſes Buches Nutzen ziehen; ſie werden einige der darin enthaltenen Beobachtungen recht gut beim alten Klingsberg und ähnlichen Geſtalten anbringen können.

Einige ſehr freimüthige Bemerkungen flößen zu den Grundſätzen des Verfaſſers Vertrauen ein. Herr Kölle verſteht nicht nur die Sprache der neuen Zeit, ſondern er redet ſie zuweilen ſelber. Es macht ſeinem Verſtande und Herzen Ehre, daß er es, wie alle Freigeſinnten, bezweifelt, die Völker ließen ſich noch für Worte, die offenbar den Stempel der Lüge tragen, einnehmen. Er ſagt ſehr richtig, daß die Wahrheit in unſerer Zeit eine Farbe trüge, die durch alle Schleier der Publiziſtik hindurchſchimmre, und daß diejenigen Regierungen ſich des meiſten Vertrauens zu erfreuen haben, welche ihre Abſichten am redlichſten zu Tage legen und ihre Schritte ſo ſelten wie möglich maskiren. Herr Kölle iſt nicht minder ein beredter Anwald der Bildung und des Genies. Er beſinnt ſich nicht, was vorzuziehen iſt, der Umgang mit einem faden, wenn auch mächtigen Hofmanne oder der mit einem geiſtreichen Manne aus der Mittelklaſſe. Er ſucht den Diplomaten Achtung vor der Literatur einzuflößen; eine Lehre, die ſelten befolgt wird, da es zahlloſe Diplomaten giebt, die nicht mehr als die Briefe ihrer Gläubiger leſen — und die nicht einmal! Indeſſen iſt es immer gut, daß die Staatsmänner erfahren, es giebt eine Macht, die

Digitized by Google

ſich, wenn auch erſt nach fünfzig Jahren, an ihnen rächen wird. Schätzen manche Diplomaten doch kaum Jemand anders in der Literatur, als Diejenigen, die ſich für ein Fixum dafür hergeben, zu ihren Berichten über Flüchtlinge und dergleichen die Materialien zu ſammeln, Zeitungsurtheile zu berichtigen und in die Allgemeine Zeitung Briefe zu ſchreiben, welche zwar den Poſtſtempel Frankfurt, aber in der Zeitung die Firma und das Datum: Von der ruſſiſchen Gränze tragen. Und ich geſtehe, ſo verächtlich mir die erkauften Federn ſind, ſo freu' ich mich doch, daß die Diplomaten nicht ohne ſie ſein können.

Digitized by Google

Thereſens Briefe aus dem Süden.

Herausgegeben von einem Freunde der Verfaſſerin.

Braunſchweig, bei Vieweg, 1841.

In unſerm Büchermeere tauchen dann und wann Erſcheinungen auf, die um ſich her einen Kreis von Intereſſe ziehen, den man ſich aus dem gedruckten Werke ſelbſt nicht gut erklären kann. Sie können auf dem großen Büchermarkte ſogar unbeachtet bleiben und beſchäftigen dennoch einen entlegenen Winkel Deutſchlands auf das Lebhafteſte. Eine ſolche ſporadiſche Erſcheinung iſt vielleicht ein Buch, das ſo eben unter obigem Titel erſchien.

Der innere Werth dieſer Reiſebriefe würde längere Zeit gebraucht haben, um erkannt zu werden, wenn nicht, wenigſtens an der Niederelbe, die Neugier und der Reiz des Geheimniſſes ſie beinahe noch vor ihrem Erſcheinen begrüßt hätte. Eine junge Dame, wie man ſagt, aus der großen Welt, bereiſte vor längerer Zeit Italien und einen kleinen Theil des Orients. Die

Digitized by Google

Briefe, die ſie in die Heimath ſchickte, ſind an ihren Vater, einen auch durch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen bekannten Diplomaten, gerichtet. Dies die nächſte Urſache, nach dieſem Buche eine wenigſtens für Hamburg außerordentliche Nachfrage zu veranlaſſen.

Aber eine fatale Täuſchung! Man erwartete Geheimniſſe, Perſönlichkeiten, Salonsanekdoten und findet ſie nicht. Man hätte ſogern auf Namen und Verhältniſſe gerathen, man hätte hier ſogern etwas von Mediſance, von kleinen Enthüllungen und großen Indiscretionen gehabt und nichts von dem Allen findet ſich; keine Myſterien, keine Anekdoten vom Baron *, der Gräfin von **, dem Herzog ***, keine Boudoirgeheimniſſe der Prinzeſſin von —heim und der Fürſtin von —sky— nichts, was die tölpiſche Neugier der Männer und die verſchmitzte, blinzelnde kleine Bosheit der Frauen reizte, geſchweige befriedigte. Was ſich Perſönliches, oder wie der Engländer es nennen würde, scandal in dem Buche trifft, iſt eine zarte weibliche Seele, eine gebildete Kennerin der Literatur und Kunſt, eine Mutter, die den Tod ihres einzigen Kindes beweint, eine Reiſende, die in den klaſſiſchen Wundern Italiens und den märchenhaften Schönheiten des Orients ihre Schmerzen zu vergeſſen ſucht, eine zärtliche Tochter, die mit faſt andächtiger Liebe zum Vertrauten ihres Herzens und Geiſtes ihren Vater macht und das alles in einer und derſelben Perſon, der Verfaſſerin dieſer Briefe, in Thereſen.

Digitized by Google

Auf den erſten Blick ſcheinen dieſe Briefe das Recht, als Buch zu exiſtiren, nicht zu haben. Sie erheben ſich ſcheinbar nicht über die Sphäre des „Manuſcriptes für Freunde.“ Die Auffaſſung des bekannten und tauſendmal durchgeſprochenen italieniſchen Reiſeſtoffes iſt weder neu, noch die Wiedergabe der Eindrücke erſchöpfend. Der Herausgeber der Briefe, als Idealitätsdämpfer ein faſt komiſches Element des Buches, geht von dem verkehrten Standpunkte aus, als handelte es ſich in den Erlebniſſen ſeiner jungen Freundin um itinerariſche Reſultate. Und doch hat dieſe Erſcheinung, verfolgt bis in ihren innerſten Kern, einen mehr als momentanen und anekdotiſchen Werth. Nicht das, was gegeben wird, iſt ſo intereſſant, als die Art, *wie* es die Verfaſſerin giebt, und, um es mit einem Worte zu ſagen, das Intereſſanteſte iſt die Verfaſſerin ſelbſt.

Der gutmüthige Sonderling von Herausgeber nennt Thereſen eine ſchöne Seele. Sie iſt nicht einmal ſo viel, oder, um richtiger zu reden, ſie iſt weit mehr; ſie iſt eine *weibliche* Seele. Ihre Ideen, Vorſtellungen, Wünſche, Selbſtbetrachtungen (wir bezeichnen damit die größere Hälfte des Buches) ſind überſchwänglich, aber bei aller Idealität doch an die Vorausſetzung einer rein weiblichen Natur geknüpft. Die Phantasmen nehmen jenen dem Weibe eignen kühnen Aufflug der Einbildungskraft, ſchweifen aber über das Maaß dieſer weiblichen Natur nie hinaus. Nicht der Geiſt, bis zu dem ſich ein Weib auf-

Digitized by Google

ſchwingen kann, nicht das Gemüth, bis zu dem es in ſeiner Tiefe herabſteigt, iſt hier das Bewunderungswürdige, ſondern die Kraft und die Schwäche einer Frau, das Weſen des Weibes überhaupt. Wir haben hier keine Schriftſtellerin, die vielleicht in ihrem erſten Werke mit der Wahrheit wirklicher Erlebniſſe und wirklicher Empfindungen beginnt und dann, die ach! ſo täuſchende Süßigkeit der literariſchen Exiſtenz koſtend, mit reifender Fertigkeit des Ausdrucks in gemachte Combinationen und abſtrakte Empfindungen ſich verliert, ſondern es iſt die urſprüngliche Naivetät einer allerdings auf höchſter Bildungsſtufe ſtehenden Weiblichkeit, die uns in dieſem Buche über Thereſen lächeln und mit ihr weinen macht. Ja — auch lächeln! denn iſt es nicht komiſch, wenn unſere ideale Verfaſſerin z. B. ſagt: „Nein, Tell *darf* keine mythiſche Figur ſein!“ Dürfen? Warum nicht *dürfen*? Alſo geſetzt, Tell hätte geſchichtlich nicht gelebt, Thereſen müßte er *doch* gelebt haben? Warum? Gewiß, weil ihr mit dem Verluſt des Tell vieles Andere verloren gehen würde, was ſie von dem Gedanken dieſes Namens nicht zu trennen weiß. Das iſt das faſt Komiſche ihrer jeweiligen Denkweiſe, aber auch das unendlich Schöne und gerade das ächt Weibliche.

Und wie weiblich iſt dies Meer von Wonne, in dem ſie ſchwelgt! Wie weiblich ſind dieſe Entzückungen, dieſe Ausrufungen! Italien iſt Thereſen wirklich noch das

Land ihrer Träume, ein Paradies, aus deſſen Genuß ſie nichts aufſtört, weder Sturm, noch Regen, weder ſchlechte Betten, noch ſchlechte Poſtillone. Von den Schrecken, die Nicolai enthüllt hat, wag' ich hier nicht einmal zu reden. Thereſe ſpricht nur einmal davon, aber nicht, wie die Ungeduld der Männer, immer fort. Thereſens Unmittelbarkeit iſt Weiblichkeit; Weiblichkeit aber auch das, worüber ſie ſo oft klagt, ihre Unerſättlichkeit. Natürlich. Da ſie jede Freude ganz auskoſtet, da ſie von jeder Blume, bis ſie verwelkt, den Duft einſaugt, ſo kann ihr nie genug geboten werden. Ihre Phantaſie, die ſich das kommende Schöne ausmalt, iſt ſchon ſo mächtig: nun erſt der wirkliche, gläubig hingegebene Genuß: dann zuviel, ich möchte ſagen, religiöſe Scheu, ihre Abſpannung einzugeſtehen — daher der ewige Durſt bei ſoviel geſtilltem Durſt, ſoviel Verlangen bei ſoviel Befriedigung. Wie gut, daß ſie in den Wonnen des Orients ſich doch noch träumeriſch nach dem nordiſchen Kamine verlieren kann; wie gut, daß ſie ſtets einige Menſchen hat, die ihr doch noch mehr als alles Andere ſind! Wie gut, daß ſie bei allen Stadien, durch die ihre unerſättliche Phantaſie fliegt, doch ein endliches Ziel findet! Das iſt ſo natürlich und weiblich anziehend an Thereſen, daß ihr für tauſend himmelhohe, überätheriſche Wünſche ein Mögliches zuletzt doch noch Troſt gewähren kann und wär' es nichts als ein Hamburger Abend hinter dem Theetopf, angelehnt an ſeidne Polſter und während es draußen

wintert, ein möglichſt erträgliches Geſpräch mit möglichſt erträglichen Menſchen.

Eine Dame, die in dem Buche etwas à la Pückler Muskau — ein Ragout von Literatur, Reiſebeſchreibung und die pikanteſten Indiscretionen erwartet hatte, bemerkte: Was ſoll uns die Schilderung vom Tode ihres Kindes? Ein zweite weinte mit Thereſen, hätte aber gerne gewußt, wie alt Alexander geworden! Eine dritte fand es ſonderbar, daß ein deutſches Kind in franzöſiſcher Sprache ſtirbt. Pfui, es gäbe nichts Häßlicheres in der Welt als das Urtheil des Publikums, wenn man es malen könnte. Wollt ihr den Eingang zur Hölle malen, ſo malt oben die Inſpiration eines lyriſchen Gedichts und unten die Grimaſſen, die tauſend indifferente Leſer darüber ſchneiden, Stumpfſinn, Bosheit, Gleichgültigkeit, wieherndes Gelächter, Neid und jenen kalten, lächelnden Spott, den — ſollte man es glauben — auch einſt Thereſe, aber zu ihrem eigenen Entſetzen, um ihre Mundwinkel erblickte, als ſie ihr Bild in einer Welle des mittelländiſchen Meeres abgeſpiegelt fand! Was konnt' ich auf jene Fragen antworten! Ich freute mich im Stillen, daß ſie wenigſtens etwas zu fragen hatten. Und das iſt das Gute, ſelbſt an der lyriſchen kleinen Plauderhaftigkeit dieſer ſchönen Selbſtbekenntniſſe, daß ſie in den Kreiſen, wo man ſie leſen wird, elektriſch wirken müſſen. Die Schwärmerei Thereſens wird anſtecken und uns ſo glücklich machen, mehr feier-

Digitized by Google

tägliche Blicke als ſonſt zu ſehen. Es müſſen zuweilen ſolche Bücher kommen, die uns zeigen, was wir an uns verſäumten, während Andere ſo Vieles für ihren Geiſt, ihr Herz und ihre Seligkeit gethan haben. Das Leben flacht aus, die nüchterne Praxis verdirbt den Fond, die Frauen gehen meiſtentheils unter in dämmernder Unbeſtimmtheit und vegetativer Bewußtloſigkeit über den Zweck ihres Daſeins — wie kann nicht die dürre Pflanze der Exiſtenz vom Thau einer ſolchen Erſcheinung erquickt und unſer Gemüth wieder zur Höhe des Menſchenwerthes hinaufgegipfelt werden. Leſ't Thereſens Briefe in dieſem Sinne und empfehlt ſie in dieſem auch den Anderen. Mit einem ſolchen Buche kann man nicht bloß Dank, ſondern auch Liebe ärnten.

Schwermuth und Klage weht hier durch alle Blätter, Thereſe findet Troſt in der Erinnerung, in der Hoffnung, im Glauben. Sie iſt keine Zweiflerin, ſie ſchmiegt ſich ſtill und gehorſam an das Gegebene an, kann aber das Andere ahnen, vielleicht das Beſſere, wenigſtens verdammt ſie nicht. Zürne aber Thereſe auch nicht, wenn ich zu heiligem Troſt, den ſie ſucht und vielleicht auch finden wird, noch einen profanen nenne, den ſie ſicher gefunden hat! Ein Troſt iſt ihr auch die Sprache geworden; und mehr als die Sprache, ſogar die ſchöne Sprache. Thereſe wolle nicht lächeln, wenn ich ſage: Auch der Tonfall iſt ein Troſt und die Rhetorik hat manche Thräne getrocknet!

Digitized by Google

Die liebenswürdige Verfaſſerin (um mit dem pedantiſchen Scholiaſten und wunderlichen Notenmacher des Buches zu reden) ſchreibt nicht nur einen trefflichen Styl, ſondern ſie weiß es auch, daß ſie ihn ſchreibt. Wer ſich auf Worten wiegt, dem müſſen die Worte gefallen und Worte ſind für eine Seele, wie Thereſe, kein leerer Schall. Unſre Briefſtellerin ſagt nicht: „Friede mit den Herzen, die wiſſen, was Thränen ſind!“ ſondern ſie ſagt weitſchweifiger: „Friede mit den Herzen, die wiſſen, was Sehnſucht, was Entſagung, was Thränen ſind.“ Alle ihre Perioden ſind in dieſer Art voll und rund, der Klang derſelben, hört man, iſt nach dem Ohre geprüft, den Sätzen und Worten iſt immer die glänzendere Seite abgewonnen. Thereſe ſchreibt wirklich nicht ſo natürlich, als ſie denkt, aber ſie ſchreibt darum doch ſchön, ſie ſchreibt faſt wie eine Schriftſtellerin. Iſt ihr der Genius der Sprache ein Tröſter des Herzens geworden, dann dürfen wir ja wohl hoffen, ihr noch öfter zu begegnen? Für ein Publikum, dem Bettina zu poetiſch und Rahel zu philoſophiſch, Henriette Hanke zu gewöhnlich und Frau von Paalzow zu weitläuftig iſt, für ein Publikum, deſſen männliche Hälfte gern ſähe, wenn die Frauen ſich nicht in die Alltagsgeſchichten der alten Tante aus Schweden verlören, und deſſen weibliche gern eine Individualität fände, in der ſich das höhere weibliche Bewußtſein der Gegenwart concentriren könnte, für ein ſolches Publikum wäre Thereſe grade jetzt ein Geſchenk des Himmels. Vielleicht entſchließt ſie ſich

Digitized by Google

und giebt uns zu den Briefen aus dem Süden nun auch noch welche aus dem Norden. Ermuntre ſie dazu weder dieſe noch eine andere Kritik, wohl aber das viele Gute, das eine ſo offene Enthüllung einer ſchönen Individualität in jedem Kreiſe ſtiften muß!

Digitized by Google

Autorberuf der Frauen.

Die Frage, ob Frauen als Schriftstellerinnen dürfen in die Oeffentlichkeit treten, fällt im Allgemeinen mit den Begriffen zusammen, die man von der Ehe hat. Ein Mann, der nur deßhalb heirathet um einen schmackhafteren Tisch oder eine bessere Aufsicht über seine Wäsche zu haben, wird dem weiblichen Geschlechte nie einräumen, daß es seine Gedanken und Gefühle zu einer solchen Klarheit durchbilden dürfe, um sie durch das Talent der Darstellung zum Gemeingute Aller zu machen. Wer das Weib abhängig macht von dem Umfange seiner Bildung, abhängig von dem großen Unterschiede zwischen männlichem Willen und weiblicher Entsagung und für eine den Männern oft unbewußte Tyrannei ohnehin ein Wesen findet, das ihn liebt, ihn duldet und verehrt in seiner Uebermacht, auch der, sonst vielleicht zu den Besten gehörend, wird sich gegen den Gedanken sträuben, daß Frauen sich an das oft so grelle und stechende Tageslicht der Oeffentlichkeit wagen dürfen. Die Intoleranz gegen den Autorberuf der Weiber entspringt aber noch mehr aus einer Unkenntniß der

Digitized by Google

Frauen, als aus der männlichen Herrschsucht. Die Liebe schließt uns des Weibes herrlichste Tiefen auf, aber sie verdeckt sie auch wieder. Diese so schmiegsam an uns gefesselten Wesen fühlen sich glücklich, den Mittelpunkt ihres Lebens und Sinnens im geliebten Gegenstande zu finden. Da alle Liebe Selbstverläugnung ist und die Frauen reiner lieben als die Männer, so begiebt sich das Weib auch nur zu oft seiner geistigen Selbständigkeit, löst sich in die Natur des Mannes auf, ja trennt sich oft so sehr von ihrem geschlechtlichen Ursprunge, daß es Frauen giebt, die mit weiblichen Wesen, ihren Mitschwestern, überhaupt nicht umgehen können. Es gehören eigenthümliche Beobachtungen des Lebens, tiefere Erfahrungen und reifere Erkenntnisse dazu, dem Weibe Beruf für die Literatur zuzusprechen. Wem ein Weib Wunden schlug, die doch ein Weib wieder heilte, wer nach den reichsten Lebenserfahrungen doch eine klaffende Lücke des Gemüthes nur durch die Liebe eines Weibes schließen konnte, wer das Leben als die Wirkung zweier elektrisch entgegengesetzter Pole, eines in Allem männlichen, und eines in Allem weiblichen, hat kennen lernen, der wird auch nie an diesem Berufe der Frauen gezweifelt haben.

Es giebt eine ohnmächtige, nichtige literarische Production, mit der wir Frauen nur ungern beschäftigt sehen. Alles Unschöne wird uns auch hier am Weibe abstoßen. Wer die innern Seiten des mittlern und Schreibfingers an der rechten Hand von den Spuren der Dinte nicht mehr

Digitized by Google

völlig reinigen kann, der wird bald als Vielschreiber, ohne Stoff und Gehalt, erscheinen. Was soll man von einem literarischen „Blaustrumpf" denken, der sich in alle Händel mischt, für alle Journale schreibt, Romane aus dem Leben, der Geschichte, der Biographie, Romane schreibt zur Erholung, zur Erziehung, zur Lectüre, Romane für Kinder, Romane für Erwachsene und Romane für Matronen, dabei Briefsteller für Liebende, Kochbücher für Gattinnen, kurz Alles bunt durch einander producirt? Traurig, wenn eine Frau mit dieser unschönen Thätigkeit ihre Lebensbedürfnisse, noch trauriger, wenn sie nur ihre Geldsucht befriedigt. Auch ist es wohl nur diese Industrie, die gegen die schriftstellernden Frauen so sehr eingenommen hat. Frankreich, England, Deutschland sind reich an solchen die Würde der Weiber und das Gefühl des Mannes beleidigenden Erscheinungen. Hätten unsre kleinen Bemerkungen einen polemischen Zweck, so würden wir einige Abnormitäten dieser Art hier leicht namentlich aufführen können.

Im Allgemeinen besitzt die schriftstellernde Frau mehr Reflexion, als Poesie. Ihr lyrisches Gedicht wird mehr an Schiller und Mathisson, als an Uhland erinnern, ihr Roman mehr an die Wahlverwandtschaften und den Meister, als an den jungen Werther, ihr Drama mehr an Diderot und Iffland, als an Schiller oder Shakespeare. Die That ist des Mannes, das Erlebniß des Weibes, Gedanke männlich, Gefühl weiblich. Die vermittelnde Natur

Digitized by Google

der Frauen hindert ſie, mit einem Wurf eine Idee hinzuſtellen, eine That für ſich ſelber reden zu laſſen, einen Charakter auf die ſchwindelnde Spitze eigener Verantwortlichkeit zu treiben. Eine Frau wird immer das Schroffe zu mildern ſuchen und die Motive unſrer Handlungen in den Umſtänden finden, denen ſie ihre Helden und Heldinnen erliegen läßt. Wenn uns die Frauen anklagen, daß wir keine weiblichen Charaktere ſchildern könnten, ſo erwiedern wir den Vorwurf, daß faſt alle ihre Männer ſchwach ſind. Es iſt wie mit dem Monde, den Mädler und Beer beſchrieben haben, ohne mehr von ihm zu ſehen, als ſeine eine der Erde zugewandte Seite. Die Frauen werden uns in unſerm ganzen Inbegriff nie faſſen können, da ihnen unſre Beziehung zur Welt und zu den Männern ſelbſt nicht mit vollem Bewußtſein aufgehen kann. Ihre Helden ſind oft liebenswürdig, öfter ſchwach. Sie beurtheilen die Männer von einem Standpunkte, der keiner iſt, nämlich dem zu ihren Füßen. Und ſelbſt in der höchſten und reinſten Liebe werden wir uns immer ſo geben, wie wir im Kampf mit dem Daſein, im Kampfe mit den Leidenſchaften dieſer Welt ſind? Wie viele Männer ſind rieſenſtark auf der Arena der That und ſchwach auf dem Teppich des Boudoirs! Es ſoll nicht geſagt ſein, daß eine Frau ſich nicht zu dieſem höchſten geſchlechtlichen Indifferenzpunkte, wo ihr die volle Wahrheit des Mannes aufginge, emporſchwingen könnte; aber dann wird ſie es doch nur durch die Liebe können, und die Liebe, wenn ſie ächt iſt,

Digitized by Google

iſt wiederum die excluſivſte Methode, die Männer kennen zu lernen. Denn man mag im Leben wohl vielleicht zweimal lieben können, aber *wenn* man liebt, doch nur — Einen! Und nach dieſem Einen *Alle* ſchildern?

Am vollendetſten iſt das ſchriftſtelleriſche Talent der Frauen in der Sphäre der *Beobachtung*. Verengert man ſeine Sehweite, ſo wird man alle Dinge in ſchärferen Umriſſen ſehen. Der Mangel eines übergroßen Horizontes begünſtigt eine Weile die vollkommnere Beherrſchung eines kleinen. Wenn der Dichter die Welt ſchildert, wie ſie ſein ſollte, giebt die Schriftſtellerin ſie ſo, wie ſie iſt. Ja, männliche Autoren können es zu einer großen Virtuoſität im Ausmalen von Staffagen, zu porträtähnlichen Schilderungen im großen Bereiche der dichteriſchen Genremalerei bringen — ein weibliches Auge entdeckt doch etwas, das jener vergeſſen hat. Das Gefühl der Ordnung, des Hergebrachten und des Schicklichen läßt beſſer beobachten, als der wirre Sinn des Mannes, der ſich höchſtens bis zu einem bequemen Blick für das Behagliche ausbilden kann. Der Mann, als Maler, bringt es bis zur höchſten Stufe der niederländiſchen Kunſt, bis zu den grauen Bartſpitzen eines unraſirten Denner-Kopfes; aber eine Frau, die den Pinſel führt, kann ihn übertreffen, wenn ſie einen Blumenſtrauß malt: ihr wird auf der Roſe nicht der kleinſte Tropfen Thaues entgehen.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl Bernhard.

Lebensbilder aus Dänemark. 6 Bände. . . . Rß 6
Christian VII. und sein Hof. 3 Bände. . . . „ 3

Bernhard von Beskow.

Schwedische Tragödien. Deutsch von Adam Oehlenschläger. 3 Bände. . . . . Rß 4

1r Band: Gustav Adolph.
2r Band: Torkel Knutson.
3r Band: König Birger.

Boz (Dickens).

Sämmtliche Romane. Aus dem Engl. von H. Roberts und E. A. Moriarty. Mit Illustrationen von Cruikshank, Pfiz (Seymour), Cattermole und Browne. 27 Bände. Oktav-Ausgabe. Enthaltend:

Die Pickwickier.	5 Bände	. Rß	7
Oliver Twist.	3 „	. „	$2\frac{2}{3}$
Nikolas Nickelby.	6 „	. „	$5\frac{1}{4}$
Master Humphrey's Wanduhr.	5 „	. „	6
Barnaby Rudge.	8 „	. „	6

Karl Gutzkow.

Dramatische Werke. 1r Band:
Richard Savage. Werner. . . . . Rß $1\frac{2}{3}$
Vermischte Schriften. 2 Bände. . . . . „ 3

1r Band: Oeffentliches Leben in Deutschland 1838—1842.
2r Band: Vermittelungen. Kritiken und Charakteristiken.

J. van den Hage.

Der Schaafhirt. Historischer Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde. 6 Bände. . . . . Rß 8
Schloß Loevestein. Historischer Roman aus dem 80jährigen Kriege. 3 Bände. . . . . Rß 4

Leipzig, den 15. April 1842. **J. J. Weber.**

Google